Band 902 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Zurück zu den Toten

Band 902 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Zurück zu den Toten

John Sinclair Nr. 902

von Jason Dark

erschienen am 17.10.1995

Titelbild von Joe und Vito de Vito

Sinclair Crew

Zurück zu den Toten

Das weiche Licht der Deckenleuchte streichelte die Gesichter der beiden Frauen, die sich am Küchentisch gegenübersaßen.

»Heute Nacht werde ich mein Zimmerfenster nicht schließen«, sagte Amanda und lächelte versonnen.

»Warum denn nicht?«

»Weil sie kommen werden!«

»Wer wird kommen?«

»Die Toten«, flüsterte Amanda. »Die Toten werden kommen…«

Olivia Serrano sagte nichts. Schweigend wischte sie mit der Hand die Krümel von der Tischdecke. Dann endlich brach sie ihr Schweigen. Sie legte die Hand auf den Griff der Kaffeekanne und fragte ihre Schwester:

»Möchtest du noch einen Schluck?«

»Nein, bitte nicht.«

»Gut.« Olivia schenkte sich selbst den Kaffee ein. Das Geräusch der in die Tasse plätschernden Flüssigkeit war deutlich zu hören. Olivia nahm zunächst einige Schlucke, bevor sie sich zu einer Frage entschloß. »Du meinst also, daß die Toten kommen werden?«

»Davon bin ich sogar überzeugt.«

»Und was macht dich so sicher?«

»Ich weiß es einfach.«

»So ist das.«

Amanda nickte. »Schwester, ich werde recht behalten. Du wirst es erleben. Die Toten werden ihre Gräber verlassen und uns besuchen.«

Olivia stellte ihre Tasse ab. »Wir haben schon immer damit gerechnet«, murmelte sie…

»Entschuldige, Schwester. Ich habe damit gerechnet, nicht du. Ich habe immer davon gesprochen, denn mein Draht zu ihnen war stets besser als der deinige. Aber wir wollen uns nicht streiten. Diese Nacht wird entscheidend sein.«

»Nein, Streit will ich nicht.« Olivia schüttelte den Kopf. Dann schaute sie ihre Schwester an, die um drei Jahre jünger war. Sie überlegte, wie sie Amanda einem Fremden beschreiben würde. Vielleicht ein wenig blaß, etwas in sich gekehrt, träumerisch wirkend. Ein blasses Gesicht, in dem die dunkelbraunen Haare an den Seiten streng zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten gebunden waren. Weiche Gesichtszüge, eine blasse Haut und dazu Lippen, die ebenfalls kaum auffielen. Sie war zweiunddreißig, ledig wie auch Olivia. Sie wohnten gemeinsam in dem von ihren Eltern geerbten Haus und hielten kaum Kontakt zu anderen Menschen, aber sie waren nicht so verschroben, wie man annehmen konnte. Es steckte etwas hinter ihnen, das wußten beide, aber Amanda war die sensiblere von ihnen, sie hielt den Kontakt zu Dingen, die Olivia zwar nicht ablehnte, mit denen sie aber kaum zurechtkam, zumindest nicht so intensiv wie Amanda. Olivia war mehr die Praktikerin von beiden.

»Wolltest du mich noch etwas fragen, Schwester?«

Olivia winkte ab. »Ich weiß es noch nicht genau. Vielleicht vieles, aber das hat Zeit.«

Amanda legte die Hände gegeneinander, als wollte sie beten. Sie hatte schmale Finger; die Nägel glänzten. Auf Schminke verzichteten beide, sie lebten nach bestimmten Gesetzen, doch sie waren

Menschen, und Menschen konnten ihre Triebe und Wünsche eben nicht verleugnen, das galt auch für die Schwestern.

Amanda trug eine braune Bluse und einen schwarzen Rock. Sie versteckte ihre Figur unter dem Blusenstoff. Männer hätten wer weiß was dafür gegeben sie ohne Kleidung anschauen zu können. Amanda wußte das.

Olivia, die ältere, war zwar nicht das glatte Gegenteil ihrer Schwester, aber sie kam mehr auf ihren Vater raus. Sie war größer als Amanda, auch herber. Ihre Augen schimmerten in einem kalten Graublau, das Haar trug sie kurz, zudem war es heller als das ihrer Schwester. Der Pony fiel ihr in unterschiedlich langen Fransen in die Stirn, und auf ihrer Oberlippe wuchs der dunkle Schatten ein Damenbarts. Amanda hatte bei Männern immer die größeren Chancen gehabt, das aber störte Olivia nicht, sie setzte andere Akzente in ihrem Leben.

Amanda lächelte. »Ich sehe dir an, Schwester, daß du dir Sorgen machst. Ja, ich kann es an deinem Gesicht und an deinen Augen ablesen. Aber du brauchst dir keine Sorgen um mich oder um uns beide zu machen. Wir haben schon den richtigen Weg eingeschlagen. Alles andere wäre falsch gewesen.«

»Denkst du das wirklich?«

»Natürlich.«

»Und du bereust nichts?«

»Nein.«

Olivia hob die Schultern. »Denk an die Schnüffler, die sind aufmerksam geworden.«

Heftig winkte Amanda ab. »Aufmerksam, wie sich das anhört. Was können sie uns denn schon beweisen?«

»Nichts, gar nichts.«

»Eben.« Amanda lächelte. »Und das, meine liebe Olivia, wird unser großer Vorteil sein.«

Olivia runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Sie werden nicht aufhören, nachzuforschen. Wir können es nicht bis in alle Ewigkeit durchziehen.«

»Das brauchen wir auch nicht«, erklärte Amanda, während sie sich vorbeugte. »Das brauchen wir nicht. Wir sind einmalig. Sie stehen alle auf unserer Seite, die wichtigen zumindest.«

»Die Toten…«

Amanda konnte ein Lachen nicht unterdrücken. »Ja, meinetwegen auch sie. Himmel, was sind schon Tote? Wir haben es doch gelernt, anders darüber zu denken, oder nicht?«

»Das schon.«

»Na bitte! Was macht dich so mißtrauisch?«

»Dieser Mann.«

Amanda winkte ab. »Er kann uns nicht gefährlich werden.« Ihre Stimme kriegte einen spöttischen Unterton. »Ausgerechnet ein Mann. Haben wir uns jemals von einem Mann die Butter vom Brot nehmen lassen? Hat uns je ein Mann gestört?«

»Nein, das nicht.«

»Was willst du dann?« Amanda lächelte. »Und der Mann, den wir bei uns haben, der wird sich wundern, wenn es soweit ist. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich hoffe es für uns.«

»Das kannst du auch!« Amanda schlug mit den flachen Händen auf die Tischplatte und erhob sich. Tief atmete sie ein und sagte: »So, ich werde jetzt gehen.«

»Wohin willst du?«

»Frische Luft schnappen. Einen Spaziergang machen. Ich werde schauen, ob alles in Ordnung ist.«

»Aha.«

»Was heißt das?«

»Nichts, Schwester. Ich bleibe hier und halte die Stellung. Soll ich einen kleinen Imbiß vorbereiten?«

Amanda überlegte. »Eigentlich habe ich keinen Hunger, aber wenn du willst…«

»Was denn?«

»Nein, warte noch, bis ich zurückkomme. Dann werde ich es dir sagen.«

Olivia war einverstanden. »Das ist gut, denn großen Hunger verspüre ich auch nicht.« Sie blieb sitzen und schaute ihrer Schwester nach, wie diese auf die Küchentür zuschritt, sie öffnete und im Flur das Licht einschaltete.

Dort stand nicht nur, die alte Truhe, das wertvolle Erbstück, sondern auch ein Schrank, in dem die Garderobe der beiden Frauen untergebracht war. Amanda zog beide Türen auf. Sie griff zur rechten Seite hin, denn dort hingen ihre Kleidungsstücke. Die der Schwester hatten an der linken Seite ihren Platz gefunden.

Es war zwar März, aber es war kein Frühling. Noch einmal hatte der Winter Luft geholt, und er blies seinen eisigen Atem über das Land. Es hatte wieder geschneit, und auf den Straßen war es zu Unfällen durch Glatteis gekommen. Das Wetter machte den beiden Frauen nichts aus, denn sie hatten schon seit Tagen das Haus nicht mehr verlassen.

Amanda zog ihren Mantel an. Er bestand aus einem dunkelgrünen Stoff und umhüllte ihre Gestalt wie eine Glocke, wobei der Saum in Wadenhöhe das untere Ende bildete. Amanda band den Schal um, stellte den Kragen hoch und ging auf die Haustür zu.

Dort drehte sie sich noch einmal um. Olivia stand in der offenen Küchentür. Sie winkte der Schwester zu. »Verlauf dich nicht! Und sei

vorsichtig, damit dir nichts passiert!«

»Aber mir doch nicht.«

»Wer kann das wissen?«

»Schon gut, bis gleich.«

Olivia nickte. Sie sah, wie ihre Schwester die Tür öffnete und verschwand. Ein seufzender Atemzug verließ ihren Mund. Manchmal war das Leben eben nicht einfach, besonders nicht für sie, aber darüber wollte sie sich jetzt keine Gedanken machen…

***

Das Haus der beiden Schwestern lag einsam, und zwar dort, wo Felder, Wiesen und Wald zusammenstießen. Es lag an einer Straße. Wer es erreichen wollte, mußte über einen Feldweg gehen, der zu dieser Zeit sogar befahrbar war. Taute es, war er wieder knietief und matschig.

Amanda lächelte, als die Tür hinter ihr zufiel. Sie ging einen Schritt vor, um erneut stehenzubleiben. Ihr Blick glitt über die noch kahle Umgebung hinweg, und selbst der Wald war an derartigen Tagen anders. Ebenfalls kahl und ungemütlich, daran konnte auch die fahle Abendsonne nichts ändern, die sich hinter langen, grauen Wolkenbänken versteckte und sie rot anmalte.

Es war kalt. Der Wind blies in das Gesicht der Frau, als wollte er ihre Haut vereisen. Das Gras hatte seine grüne Farbe verloren und wuchs wie ein brauner Pelz auf dem flachen Boden. Hoch über Amanda segelten dunkle Vögel durch die Luft. Raben oder Krähen, so genau wußte sie das nicht. Sah sie nach links, konnte sie hinter den Feldern die Landstraße erkennen, die gewissermaßen die Verbindung zur Außenwelt darstellte. Beide Frauen lebten doch recht einsam, von der übrigen Welt so gut wie abgekapselt. Sie wollten es auch nicht anders, denn sie waren auserwählt worden, und das machte sie froh.

Amanda Serrano schlug nicht den Weg zur Straße hin ein, sondern bewegte sich in die andere Richtung, nach rechts hin, wo ein schmaler Trampelpfad ein brachliegendes Feld durchschnitt. Wenn sie dem Pfad weiter folgte, würde sie an ihr Ziel gelangen, eintauchen in den winterlichen Wald, der von irgendwelchen Spaziergängern längst vergessen war und hoffentlich nie wieder von ihnen entdeckt werden würde.

Die Frauen brauchten ihre Ruhe. Sie wollten keinen anderen Menschen sehen, es sei denn, sie verließen einmal ihre Einöde und trauten sich unter Menschen. Das stand aber jetzt nicht an.

Man hielt die beiden Frauen für verschroben, verrückt, nicht mehr ganz in der Welt, für Typen, an denen das Leben einfach vorbeiglitt, ohne sie überhaupt wahrzunehmen. Freiwillig jedenfalls verirrte sich niemand in diese Gegend, was den beiden Schwestern sehr

entgegenkam.

Amanda hörte über sich das Schreien der Vögel. Es kam ihr vor, als wollten sie die Vögel vor etwas warnen, auch vor einem Weitergehen, denn sie flogen oft genug einen Bogen um das wie vergessen daliegende Waldstück.

Amanda kümmerte sich nicht darum. Für sie war der Wald wie ein vertrauter Freund. Sie ging hinein und hatte das Gefühl, begrüßt zu werden. Man hieß sie in dieser anderen Welt willkommen wie eine gute Freundin.

Der Weg war uneben. Auch das war die Frau gewohnt, deshalb hatte sie feste Schuhe übergestreift. Hin und wieder schaute sie zurück. Das Haus stand wie eine kleine Burg inmitten der flachen Landschaft, und seine Mauern strahlten eine gewisse Düsternis aus, deren Flair ebenfalls Besucher abschreckte.

Amanda dachte wieder an die Toten. Sie hatte ihre Schwester nicht belogen, denn sie war fest davon überzeugt, daß die Toten in der nächsten Nacht erscheinen würden. Sie konnten es doch nicht immer in den Gräbern aushalten, es war nicht der richtige Platz für sie, und sie würden sicherlich erscheinen, wenn man sie entsprechend lockte und dabei auch nie aufgab.

Schritt für Schritt näherte sich die einsame Frau ihrem Ziel. Der Waldrand rückte näher, und die dort stehenden Bäume schienen sie mit ihren kahlen Ästen und Zweigen willkommen zu heißen. Wie Hände, die sich ihr entgegenstreckten.

Der schmale Trampelpfad endete am Waldrand. Amanda kämpfte sich durch das Gebüsch, und der dichte Wald nahm sie auf.

Der Himmel war nur in Ausschnitten zu sehen, denn die Sicht wurde der nach oben schauenden Amanda durch den Wirrwarr aus starren Zweigen genommen.

Ein düsterer Platz. Einer, der aussah, als würde er nie aus seinem Winterschlaf erwachen. Ein Ort, der für die Toten ideal war, denn sie brauchten die Menschen nicht.

Tote?

Wieder dachte Amanda über diesen Begriff nach, wie schon so oft. Sie hatte gelernt, daß nicht alles tot war, das leblos und tot wirkte. Es gab immer wieder Nuancen, Zwischenräume, Lücken, in die der Tod hineindrang und sich auf seine Weise ausbreitete. Von den Menschen nicht verstanden, weil diese keinen Sinn dafür hatten. Was einmal gestorben war, das war für sie eben tot. Das lebte nicht mehr, dafür gab es auch kein Zurück.

Amanda lächelte, als sie daran dachte. Diese Narren und Ignoranten.

Diese Idioten, diese Menschen, die sich für das Höchste hielten, das es überhaupt gab. Sie mußten noch viel lernen. Allerdings war es auf der anderen Seite gut, wenn sie nichts wußten, denn das geheime

Wissen sollte nur wenigen zur Verfügung stehen.

Unter anderem Amanda und ihrer Schwester.

Noch war Amanda unzufrieden, noch hatte sie nicht den Beweis für ihre Theorien bekommen, aber sie würde ihn erhalten, davon ging sie einfach mal aus.

Der Wald umgab sie wie ein dichtes Netz. Er hatte sie einfach geschluckt. Er gab ihr Schutz und Deckung. Sie mußte den Kopf einziehen, wenn sie sich unter den tief hängen den Zweigen herschob.

Der Boden war uneben. Buckel und Mulden wechselten sich ab.

Die rechte Hand hielt die Frau vorgestreckt, um entsprechende Hindernisse aus dem Weg zu räumen, und sie atmete auf, als sie endlich die kleine Lichtung erreichte.

Amanda Serrano bewegte sich jetzt langsamer weiter. Das angespannte Gesicht zeigte trotz allem ein Lächeln. Sie freute sich darüber, das Ziel ohne Schwierigkeiten erreicht zu haben. Als letztes Hindernis überwand sie einen quer am Boden liegenden Baumstamm, dann hatte sie es endlich geschafft und blieb am Rand der Lichtung stehen.

Vor ihr lagen die Steine, und sie sahen aus, als wären sie kurzerhand weggeschleudert worden. Dafür aber waren sie zu groß. Und wer genauer hinschaute, mußte erkennen, daß diese grauen Zeugen einer alten Zeit auch nicht einfach nur so im Gelände verstreut lagen. Es gab da eine gewisse Ordnung, ein genaues Schema. Der Kreis in der Mitte fiel besonders auf.

Amanda trat noch nicht hinein. Sie blieb davor stehen und schaute zum Himmel.

Die Sonne war weiter in Richtung Westen gewandert. Sie färbte den Himmel nicht mehr rot. Statt dessen leckte die Dämmerung wie mit langen, grauen Zungen über das Firmament hinweg und ließ die Welt in ihrer anfänglichen Düsternis versinken.

Noch war es Zeit, den Steinkreis zu betreten. Amanda zwängte sich zwischen zwei Steinen hindurch. Und als sie endlich die Mitte erreicht hatte, da stellte sie fest, daß die unterschiedlich großen Steine zahlreiche Einbuchtungen hatten, die aussahen wie Höhleneingänge. Ein Mensch hätte bei Regen durchaus Schutz darin finden können.

Amanda hatte hier etwas zu tun. Zum letztenmal, wie sie sich selbst eingestand, und sie war darauf erpicht, alles noch einmal genau zu kontrollieren.

Sie ging auf einen bestimmten Stein zu, blieb davor stehen und bückte sich dann, um unter den Vorsprung zu kriechen. Als sie den Schatten entdeckte, huschte für einen winzigen Moment ein Lächeln über ihr Gesicht.

Amanda kroch weiter, bis sie den Schatten erreicht hatte, der sich bald als Mensch entpuppte.

Sie atmete tief durch. Ihre Nasenflügel vibrierten, in der Kehle sammelte sich Speichel. Amanda kroch so weit vor, bis sie den dort Liegenden erreicht hatte.

Der Mann trug einen grauen Mantel, was sie sehr zufrieden machte, denn sie hatte ihm das Kleidungsstück vor wenigen Nächten gebracht.

Daß er den Mantel jetzt trug, war ein Beweis dafür, wie gut sie mit ihrer neuen Theorie zurechtkam.

Die Frau atmete heftig, als sie neben der Gestalt kniete. Sie griff in die Manteltasche und förderte ein schmales Feuerzeug zutage. Amanda brauchte Licht, in dieser Umgebung war es einfach zu dunkel, und das Gesicht des Mannes war nicht mehr als ein grauer Fleck. Sie mußte lächeln, als sie den Hut auf dem Kopf erkannte. Auch ihn hatte sie ihm besorgt.

Amanda rutschte noch ein Stück näher an den Kopf der liegenden Gestalt heran und machte erst Licht, als sie die für sie richtige Position erreicht hatte.

Der Wind schaffte es, sich in jede Lücke zu drücken. Auch hier unter dem Stein spürte sie ihn, denn er blies ihr die Flamme sofort aus. Sie startete einen zweiten Versuch und schirmte die Flamme diesmal mit der anderen Hand ab.

Jetzt klappte es.

Das tanzende Licht ließ das Gesicht aus der Dunkelheit auftauchen.

Amanda hielt den Atem an.

Sie hatte es gesehen, leider nur für einen Moment, dann hatte sie die Flamme löschen müssen, weil sie sich sonst verbrannt hätte. Aber Amanda hatte vorgesorgt. Diesmal griff sie in die andere Tasche, in der die Kerze steckte. Sekunden später brannte der Docht, und Amanda stellte die Kerze neben dem Kopf ab.

Jetzt war alles besser zu sehen. Die Haut war eingefallen in Höhe der Wangen. Die Nase stach hervor wie ein Säbel. Über den Augen malten sich die dunklen Brauen ab.

Amanda störte sich nicht daran, daß die Lippen aufeinander lagen, so daß der Mund nicht mehr als einen dicken Strich bildete. Das gehörte alles dazu, es war völlig normal, und sie war auch zufrieden.

Mit beiden Händen umfaßte sie die Schultern der liegenden Gestalt. Für einen Moment tat sie nichts und schaute nur nach, ob allein durch ihre Berührung Bewegung in den Toten kam.

Es war nicht der Fall.

Amanda Serrano gab trotzdem nicht auf. Ihre Hände wanderten von zwei verschiedenen Seiten auf das Gesicht zu.

Die Fingerkuppen glitten über die kalte Haut hinweg. Sie spürte darunter kein Leben, keine Adern, nicht die Spur von Wärme. Dieser Mann war so kalt wie eine Leiche, und jeder andere Mensch hätte ihn wohl auch als eine Leiche angesehen, nicht aber Amanda.

Sie wußte es besser, und sie fing an, mit den Fingern über die Haut zu reiben. Ihre Hände bewegten sich dabei kreisförmig. Auch die Lippen blieben nicht stumm. Immer wieder murmelte sie leise Worte, als wollte sie die reglose Gestalt beschwören.

Warten, lauern auf das Unmögliche.

Die Kerze gab das Licht in einem unruhigen Schein ab. Es spiegelte sich auch an der niedrigen Decke des Gesteins wider, wo seltsame Schattenfiguren entstanden, die nie auf einen Ort beschränkt blieben und immer wieder wanderten.

»Komm!« flüsterte die Frau. »Komm endlich! Ich weiß, daß du nicht tot bist, auch wenn es so aussieht. Ich weiß es genau. Bitte, ich will, daß du erwachst. Du hast es bewiesen. Du bist nicht tot. Du hast die Kleidung genommen, die ich dir brachte. Du hast sie angezogen, du bist wach, du bist wirklich wach…«

Das letzte Wort war nur schwach zu verstehen, doch es schien, als hätte die starre Gestalt gerade dieses sehr genau gehört, denn um ihre Augen herum entstand ein Zucken.

Da spannte sich die Haut, warf zugleich ein dünnes Faltenmuster, und Amanda wußte, daß sie jetzt nicht mehr lange zu warten brauchte.

Es stimmte.

Urplötzlich öffnete der starr daliegende Mann die Augen. So schnell und heftig, daß Amanda einen leisen Schrei ausstieß, aber Furcht hatte sie trotzdem nicht.

Der andere starrte sie an. Schaut er tatsächlich in ihr Gesicht, oder sah er sie nicht? Es war durchaus möglich, daß er dazu nicht in der Lage war, und die Frau konzentrierte sich einzig und allein auf die Augen, die ihr vorkamen wie zwei kreisrunde, kleine Spiegel, die kein normales Leben zeigten wie bei einem Menschen, aber trotzdem von einem gewissen Licht oder von einer Unruhe erfüllt waren, was einzig und allein am Schein der Kerze lag, deren Lichtreflexe sich in den Pupillen abzeichneten.

»O ja!« stöhnte die Serrano. »O ja.« Sie nickte. »Ich habe es gewußt. Du wirst es tun, du bist nicht tot, und deine Freunde sind es auch nicht. Du wirst zu uns kommen, das weiß ich, und du wirst uns, zusammen mit den anderen in der nächsten Nacht ganz andere Welten eröffnen.«

Obwohl die Gestalt angesprochen und Amanda davon überzeugt war, daß der andere sie gehört hatte, sagte er nichts. Es entstand bei ihm auch keine neue Reaktion. Dennoch wirkte sein Gesicht mit den offenen Augen so, als wäre er dabei, nur sie ganz allein anzustarren.

Amanda wußte nicht, wie sie sich fühlen sollte. Furcht und Triumph hielten sich die Waage. Ihr Mund stand offen. Sie sah aus, als wollte sie einige Worte sagen, wobei sie sich allerdings nicht traute, sie

auszusprechen.
Und so wartete sie.
Wieviel Zeit verging, wußte sie nicht genau, aber sie zuckte zusammen, als sie das leise, schabende Geräusch an der rechten Seite des Mannes hörte und dieser Laut sie praktisch zwang, den Blick zu senken.
Bisher hatten die Arme des Mannes starr neben seinem Körper gelegen.
Das hatte sich auch jetzt verändert, bis auf eine Ausnahme. Die rechte Hand des Liegenden hatte sich zur Faust geballt. Es war nach dem Öffnen der Augen die zweite Bewegung des Starren gewesen. So ging Amanda davon aus, daß diese Person intervallweise aus ihrer Starre erwachen würde.
Plötzlich packte die Hand zu. Amanda spürte die harten Finger, die ihren rechten Ellbogen umklammerten, als wollte sie die Frau für alle Zeiten hier unter dem Stein festhalten. Den Kopf hatte der Mann dabei leicht gedreht, und die leblosen Augen glotzten Amanda an, daß es ihr eiskalt den Rücken hinunterlief. Sie fror dabei innerlich, zudem hielt der Kontakt zwischen ihr und dem anderen noch immer stand.
Was passierte noch?
In den folgenden Sekunden nichts mehr. Es gelang der Frau, sich wieder zu entspannen, sogar in das Gesicht kehrte eine leichte Röte zurück. Bis der Mann urplötzlich den Mund öffnete.
Da sah sie den Beweis!
Aus seinem Oberkiefer wuchsen unter anderen zwei längere Zähne hervor, dessen Enden spitz zuliefen. Amanda Serrano wußte jetzt, wer vor ihr lag.
Es war ein Vampir!

***

Eigentlich hätte sie jetzt schreien oder weglaufen müssen. Dergleichen tat sie nicht. Sie blieb sitzen und hielt weiterhin den Blick auf das Gesicht des Bleichen gerichtet, dessen Mund so ungewöhnlich starr und auch verzerrt war, als wollte er bewußt seine langen Beißer zeigen. Die Augen bewegten sich ebenfalls nicht, aber aus der Rachenhöhle löste sich ein tiefes Stöhnen. Zugleich lockerte sich auch der Griff seiner Finger, und die Frau konnte sich wieder normal bewegen.
Ihr Stöhnen erfüllte den gesamten Raum unter der Steindecke. Der erste Schwindel war ebenfalls vorbei, sie fühlte sich wieder etwas besser, und hinter ihrer Stirn begann es zu arbeiten.
Sie hatte es gewußt. Sie hatte es schon lange gewußt. Schon seit Tagen, und sie hatte auch darüber mit ihrer skeptischen Schwester gesprochen.

Jetzt würde sich Olivia wundern. Amanda dachte an die Worte, die sie am Küchentisch gesagt hatte. Sie würde ihr Fenster nicht schließen, um die Toten anzulocken.

Keine Toten im eigentlichen Sinne, sondern Vampire. Das wußte sie nun. Und sie brauchte auch nicht mehr unter den anderen beiden Steinen nachzuschauen, dort würde sich das gleiche Bild bieten. Endlich waren sie erwacht - endlich! Und dies genau zum richtigen Zeitpunkt.

In der letzten Zeit hatte sie viel über Vampire gehört. Allein durch die Medien geisterte dieser Begriff immer öfter. Es wurde von Filmen gesprochen, es gab Literatur über Vampire, und die normale Welt bewegte sich in eine Richtung, als wollte sie mit aller Macht dafür Sorge tragen, daß diese Blutsauger endlich erwachten und dadurch bewiesen, wie existent sie waren.

Keine Spur, keine Legende, keine Sage, die sich jemand irgendwann ausgesucht hatte.

Es gab sie tatsächlich, und hier unter der Steindecke lag jemand vor ihr.

Ich habe ihn entdeckt! durchfuhr es Amanda. Ich bin die Größte. Ich bin der Welt um einige Schritte voraus. Ich bin…

Ihre Gedanken brachen ab. Sie schüttelte den Kopf, denn ein anderes Gefühl drängte sich in ihr hoch, und das wiederum war nicht unbedingt positiv.

Vampire brauchen Blut, um sich ernähren zu können. Sie trinken das von Tieren, aber auch von Menschen, und sie, die jetzt vor dieser Gestalt saß, war ein Mensch.

Einer, durch dessen Adern Blut floß. Eine Köstlichkeit für den Bleichen vor ihr.

Amanda schauerte zusammen. Sie stellte sich vor, wie es sein würde, wenn diese beiden Zähne, deren Spitzen sie sah, plötzlich an ihrem Hals entlangfuhren und blitzschnell zubissen. Würde sie wirklich einen süßen Schmerz spüren, bevor sie hineinsank in das unendliche Land der Schatten, wo alles so anders war?

Sie wußte es nicht, und sie wollte auch nicht, daß es schon jetzt an ihr ausprobiert wurde. Die Zeit war nicht reif, erst die Nacht würde neue Ergebnisse bringen.

Die Frau zwang sich zu einem Lächeln, bevor sie der Gestalt noch einmal zunickte. »Wir werden uns wiedersehen«, flüsterte sie. »Ganz bestimmt werden wir und wiedersehen. Ich verspreche es dir, und du weißt genau, wo du mich finden kannst.« Es waren ihre letzten Worte an den Wiedergänger, denn Sekunden später blies sie die Kerzenflamme aus und ließ die Gestalt in der Finsternis zurück.

So wie sie gekommen war, kroch sie auch wieder aus der Höhle hervor.

Viel heller war es außerhalb des Steins auch nicht, denn tiefe Schatten hüllten den Wald ein. Nur noch ein letzter heller Streifen stand am Himmel, auch der würde bald verschwunden sein.

In der Mitte blieb Amanda stehen. Sie legte den Kopf zurück und betrachtete den Vollmond, der allerdings ein wenig blaß leuchtete.

Amanda war zufrieden.

Ihr Herz klopfte schneller. Die Zukunft war für sie wieder interessant geworden. Es hatte sich also gelohnt, ja, es hatte sich für sie und ihre Schwester gelohnt.

Mit diesem Gedanken machte sie sich auf den Rückweg, und sie freute sich auf die kommende Nacht.

Ihr Fenster würde nicht geschlossen sein, bestimmt nicht…

***

Der Boden war feucht und kalt. Ich sah ein Fenster, ich sah sogar Gitter, aber ich sah auch, daß draußen allmählich das Licht verschwand und die Dunkelheit zunahm.

Wäre es möglich gewesen, ich hätte mich selbst in den Hintern getreten, aber das ging nicht, denn man hatte mich an Händen und Füßen gefesselt. Nicht mit Handschellen, wie es mir neulich im Wiener Prater passiert war, sondern mit normalen Stricken, die leider feucht geworden waren und sich deshalb immer mehr zusammenzogen.[1]

Wie gesagt, ich lag auf dem Rücken und hatte Zeit genug gehabt, mein Verlies zu durchsuchen, als noch das Tageslicht durch das Fenster gesickert war.

Da hatte ich den Schemel gesehen, das alte, staubige Regal an der Wand, die Schalen und Blumentöpfe und natürlich die Kellertür, deren Holz so dick war, daß man es sprengen mußte, wollte man den Raum auf einem nicht normalen Weg verlassen.

Der Boden unter mir bestand aus unregelmäßig verlegten Steinen, die immer wieder, wenn ich mich bewegte, gegen meinen Rücken drückten.

Natürlich bewegte ich mich, denn ich wollte hier unten nicht einfrieren oder an Unterkühlung sterben.

Wenn ich nachrechnete, dann war ich bereits seit mehr als drei Stunden Gefangener dieser beiden Frauen, die mich reingelegt hatten wie selten zuvor jemanden.

Ich war tatsächlich wie ein Anfänger in die Falle getappt, und dabei hätte ich wissen müssen, daß diese beiden Personen nicht so ohne waren.

Aber ich hatte sie nicht als Feindinnen angesehen, sondern als normale und auch irgendwo harmlose Frauen, und das war mein großer Fehler gewesen. Noch immer biß ich vor Wut die Zähne

zusammen, ich keuchte meinen Ärger hinaus, wälzte mich hin und wieder über den feuchtkalten Boden, ohne jedoch etwas erreichen zu können.

Man hatte mich kaltgestellt.

Und dabei war es gar nicht sicher gewesen, daß die beiden Schwestern ein böses Spiel mit mir treiben wollten. Eigentlich hatte es harmlos, auch normal angefangen, abgesehen von Sergio Marcóte, einem Killer der Mafia, der den Kollegen ins Netz gegangen war. Aufgrund seiner Aussage hatte man mich hinzugezogen, und ich war in die Zelle gegangen, in der er verwahrt wurde.

Ich lenkte mich von meiner eigentlichen Lage ab, indem ich mich zu erinnern versuchte, und es gelang mir gut, denn alles lag erst einen Tag zurück…

***

»Wer von Ihnen beiden will hin?« fragte Sir James, als Suko und ich ihn anschauten, nachdem er unser Büro betreten hatte und es mit seiner Frage sehr spannend machte.

»Wohin, Sir?« fragte ich.

»Zu einem Mann namens Sergio Marcote.«

»Den kennen wir nicht«, sagte Suko und hatte für mich gleich mitgesprochen.

»Das glaube ich Ihnen gern!« bestätigte Sir James, »aber Sie könnten ihn kennenlernen.«

»Warum?«

»Das werde ich Ihnen erklären.« Sir James hatte längst seinen Platz auf dem Besucherstuhl gefunden. »Dieser Sergio Marcóte ist ein Killer. Er wurde mit einem internationalen Haftbefehl gesucht, und unsere Kollegen in halb Europa hätten sich gefreut, wenn er ihnen ins Netz gegangen wäre. Ist er aber nicht. Das heißt, den Kollegen einer Sondertruppe, die Informationen darüber hatten, daß Marcóte auf die Insel kommen wollte.«

»Was hatte er hier zu suchen?« fragte ich.

»Wir wissen es nicht.«

»Er sollte doch bestimmt jemanden umlegen«, vermutete Suko.

Sir James wiegte den Kopf. »Das steht noch nicht fest. Obwohl man bei einem Mann wie ihm immer damit rechnen muß. Schließlich ist das Töten sein Beruf. Wie gesagt, er wurde abgefangen, ohne daß etwas geschah. Er hat also hier keine Leiche hinterlassen, wahrscheinlich hatte er erst das Terrain sondieren sollen. Wie dem auch sei, Marcote wurde gefaßt, und er hat sich nicht wehrlos ergeben. Er wurde angeschossen, überlebte allerdings schwerverletzt, und als er wieder einigermaßen bei Sinnen war, da hat man ihm erklärt, daß er nie wieder würde normal laufen können. Eine

Polizeikugel hatte ihn so stark verletzt, daß er den Rest seines Lebens im Rollstuhl verbringen mußte.«

»Ein Schock für ihn.«

»Ja, Suko, das können Sie laut und deutlich sagen. Es ist ein Schock für ihn gewesen, und deshalb hat er sich auch einiges durch den Kopf gehen lassen. Wir können behaupten, daß er über sein Leben nachgedacht hat, und er wird sich auch gedacht haben, daß sich seine Verletzung in der Szene schnell herumspricht.« Der Superintendent lächelte wissend. »Ein Killer im Rollstuhl, das ist für diejenigen eine leichte Beute, mit denen er zuvor zusammengearbeitet hat. Sie können es nicht zulassen, daß jemand aus dem inneren Kreis auf einer derartigen Art und Weise weiterleben wird. Irgendwann und möglichst sehr bald werden sie versuchen, ihn abzuschießen. Damit rechnete auch Sergio Marcote, und deshalb hat er sich etwas überlegt. Er hat sich entschlossen, mit der Polizei zusammenzuarbeiten, und er hat dabei auf ein Geheimnis hingewiesen, das er unter dem Decknamen Schläfer kennt.«

»Schläfer?« wiederholte ich. »So nennt man doch die Typen, die der Geheimdienst für längere Zeit außer Gefecht gesetzt hat und erst wieder ›aufweckt‹, wenn es einen bestimmten Auftrag gibt, der für die Schläfer wie geschaffen ist.«

»Richtig, John, aber diese Schläfer gibt es nicht nur beim Geheimdienst, auch die Mafia bedient sich ihrer.«

»Das ist vorstellbar.«

»Und diese Schläfer hat Marcote gemeint?« fragte Suko.

»Ja.«

»Ist das denn ein Fall für uns?«

Sir James lächelte sparsam und wissend. »Wenn es sich um besondere Schläfer handelt, dann schon.«

»Aha.«

»Wir kommen der Sache näher, meine Herren, denn Sergio Marcote sprach von einem bestimmten Typ Schläfer. Er meinte damit drei dämonische Geschöpfe.«

»Wie?«

»Ja, Sie haben richtig gehört, John. Dämonische Geschöpfe. Und deshalb möchte ich, daß einer von Ihnen in das Krankenhaus fährt und sich mit Marcote unterhält. Sie können auch beide fahren, mir ist das egal. Ich will nur mehr wissen.«

»Was sagte er denn noch?«

»Nichts.«

»Das ist nicht viel«, murmelte ich und warf Suko einen Blick zu. »Wie ist es? Kommst du mit?«

»Muß ich?«

»Nein!«

»Dann laß mich mal hier. Ich möchte da noch etwas nachlesen in einer heuen Zeitschrift.«

»Um was geht es denn?«

»Um neue Sekten und Clubs, die sich ihre Ideologie aus dem asiatischen Raum geholt haben und nun dabei sind, alles nach Europa zu transferieren.« Er hob die Schultern. »Dieses Wissen könnte ja mal wichtig für uns sein.«

Ich breitete die Arme aus. »Wenn du das sagst, kann ich dir nicht widersprechen. Jedenfalls werde ich mich um Sergio Marcote kümmern. Mal schauen, wie weich der Killer geworden ist.« Ich wandte mich wieder an Sir James. »In welch einem Hospital kann ich ihn finden?«

Ich erfuhr den Namen, und mein Chef erklärte mir auch, daß der Killer zu seinem eigenen Schutz bewacht wurde. »Ich werde dort anrufen und Ihren Besuch melden.«

»Danke, Sir.«

Für mich war der Tag oder zumindest der Vormittag gerettet. So hatte ich gedacht. Was aus diesem Besuch allerdings werden würde, das hätte ich mir nie träumen lassen…

***

Geräusche rissen mich aus meinen Gedanken. Ich schüttelte die Vergangenheit schlagartig ab und spitzte die Ohren. Diejenigen die vor der dicken Kellertür aufgeklungen waren, brauchten mir keine Furcht einzujagen, es waren Tritte gewesen.

Auch wenn die Lage nicht sehr bequem war, drehte ich mich nach rechts, um die Tür ins Blickfeld zu bekommen. Da in meiner Nähe kein Licht brannte, sah ich sie nur als etwas helleren Schatten inmitten des Mauerwerks. Die Tür hatte weder Klinke noch Knauf. Sie konnte nur von außen geöffnet werden.

Dann kam die Frau.

Ich kannte sie. Sie und ihre Schwester hatten mich in diese Falle gelockt, und ich wußte auch, daß sie mit Namen Olivia hieß. Der Nachname war mir nicht bekannt, doch ich sah, daß sie sich seit unserer ersten Begegnung äußerlich verändert hatte. Sie trug andere Kleidung. Eine Hose und einen Pullover, beides so dunkel wie ihr kurzgeschnittenes Haar, über das der Schein der beiden Kerzen in hellen Streifen und Reflexen hinwegfuhr.

Sie stellte den Teller vorsichtig neben der Tür auf und verschwand wieder.

Ich schaute die Kerzen an. Sie waren nicht mehr als zwei dicke, rote Stummel. Die Flammen umtanzten die Dochte und sorgten für ein gewisses Flackerlicht.

Sehr schnell war die Frau wieder da. Diesmal hielt sie eine Schale mit

beiden Händen fest. Das Gefäß war bis zum Rand mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt. Der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee erreichte meine Nase, und in mir stieg so etwas wie eine kleine Freude hoch.

Wenn Sie mir jetzt noch die Stricke an den Händen losgebunden hätte, wäre alles in Butter gewesen, aber dabei war nur der Wunsch der Vater des Gedankens, denn daran dachte Olivia nicht, als sie sich bückte und die Schale auf eine möglichst flache Stelle des Steinbodens stellte.

Entwaffnet hatten die beiden Frauen mich auch. Denn meine Beretta schaute mit dem Griff aus dem Gürtel der Hose hervor. Eine Chance, an sie heranzukommen, hatte ich nicht.

»Muß ich fragen, wie es Ihnen geht, Mr. Sinclair?«

Ich grinste verbissen. »Nein, müssen Sie nicht.«

Beinahe traurig schaute sie mich an. »Ich kann es mir auch denken, aber wenn Sie ehrlich sind, dann haben Sie sich Ihren Zustand selbst zuzuschreiben.«

»Warum?«

»Sie waren zu neugierig.« Olivia seufzte. »Wissen Sie, meine Schwester und ich haben im Prinzip nichts gegen Polizisten, wenn sie nicht im falschen Augenblick auftauchen.«

»Ja, das weiß ich mittlerweile auch.«

»Eben, Mr. Sinclair. Nun sind wir keine Unmenschen. Ich kann mir vorstellen, wie Sie sich in dieser Kälte und zwischen den Mauern fühlen, leider sahen wir keine andere Möglichkeit für Sie. Aber das wissen Sie selbst, und ich habe Ihnen den Kaffee gebracht, damit er ihre Lebensgeister wenigstens etwas weckt.«

»Wieder Kaffee?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie erstaunt. »Was haben Sie dagegen?«

»Im Prinzip nichts. Es ist ein wunderbares Getränk. Nur ist mir Ihr letzter Kaffee nicht besonders gut bekommen. Ich schlief ein und erwachte in diesem Raum hier.«

»Das mußten wir leider tun. Diesmal verspreche ich Ihnen, daß ich dem Getränk kein anderes Mittel beigefügt habe. Sie können sich hundertprozentig darauf verlassen.«

»Bleibt mir etwas anderes übrig?«

»Nein.«

»Dann trinken Sie bitte.«

Ich tat sehr hilflos. »Wie denn, Olivia? Mit gefesselten Händen? Das ist unmöglich. Sie haben mir die Arme auf dem Rücken zusammengebunden, wie soll ich da die Tasse halten?«

»Ich bin ja hier, um Ihnen zu helfen«, sagte sie wie eine besorgt klingende Krankenschwester. »Ich werde die Schale an ihren Mund führen, und Sie werden trinken können, vorausgesetzt, Sie sind in der Lage, sich aufzurichten.«

»Wenn Sie mich an die Wand schieben, schon.«

Das tat sie auch, wobei mich die Frau quer durch das Verlies schleifte und mich dort anlehnte, wo auch das alte und verstaubte Regal seinen Platz gefunden hatte.

Da hockte ich also, die Hände auf dem Rücken, die gefesselten Beine ausgestreckt, und schaute zu, wie Olivia die Tasse mit beiden Händen umfaßte und sie behutsam anhob.

Sie war wirklich um mich besorgt, denn der Kaffee war nicht so heiß, als daß ich mir die Lippen verbrannt hätte. Ich trank in kleinen Schlucken und schielte dabei an der Tasse entlang in die Höhe, wo ich Olivias Gesicht sah. Der Mund war zu einem Lächeln verzogen. Der Vergleich mit einer Krankenschwester paßte nicht mehr. Jetzt erinnerte sie mich mehr an eine besorgte Mutter.

»Schmeckt er Ihnen, Mr. Sinclair?«

»Sehr gut.«

»Danke.«

Sie schaute zu, wie ich auch den letzten Rest aus der Schale leerte.

Dann stellte sie das Gefäß zur Seite. »Ich sehe Ihnen an, daß sie zahlreiche Fragen quälen. Was immer es auch sein mag, Mr. Sinclair, es lohnt sich nicht, sie mir zu stellen, denn ich werde Ihnen keine Antwort geben. Es ist nicht gut.«

»Was haben Sie denn so Schlimmes zu verbergen?«

Die Frau lachte und drohte mir mit dem Zeigefinger. »Ha, ha, jetzt haben Sie schon wieder eine Frage gestellt, aber darauf kriegen Sie eine Antwort.«

»Ich warte mit Spannung.«

»Nichts, Mr. Sinclair…«

»Wie nicht?«

»Ich habe im Prinzip nichts zu verbergen, und das ist nicht mal gelogen, denn ich weiß nichts. Ich weiß einfach zuwenig, wenn Ihnen das hilft. Es könnte sein, daß ich gleich mehr erfahren werde, wenn meine Schwester zurückkehrt, aber noch bin ich praktisch unwissend. Und ich will doch keinen Polizisten anlügen.«

»Wie rücksichtsvoll von Ihnen«, sagte ich spöttisch.

»So bin ich eben.« Verlegen hob sie die Schultern.

Ich wußte nicht, ob mich diese Frau auf den Arm nahm oder es ernst meinte, trotzdem hakte ich noch einmal nach. »Sagt Ihnen der Name Sergio Marcote etwas?«

»Nein.« Sie nahm die Tasse hoch und stand auf. »Sollte er das denn, Mr. Sinclair?«

»Nein, nein, schon gut. Ich habe ja nur gemeint. War eine Frage am Rande.«

»Aha.«

Sie hatte sich umgedreht und war auf dem Weg zur Tür. »Wollen Sie

denn schon gehen?«

»Ja. Für Sie leider, ich weiß.« Ein kurzes Räuspern. »Ich habe meiner Schwester versprochen, auf sie zu warten. Und ich möchte nicht, daß sie mich im ganzen Haus suchen muß, wenn sie zurückkehrt. Ich gebe ja zu, daß dieses Haus für zwei Personen etwas zu groß geraten ist, aber wir wollen unser Erbteil auch nicht verkaufen, dafür haben Sie sicherlich auch Verständnis, denke ich.«

»Irgendwo schon.«

»Das dachte ich mir - danke.« Sie griff zur Tür, um sie von außen zu schließen, stoppte dieses Vorhaben allerdings, denn sie hörte meine Stimme. »Eine Frage habe ich noch, Mrs. Olivia.«

»Bitte, welche?«

»Was geschieht mit mir? Was haben Sie mit mir vor, Ihre Schwester und Sie?«

»Ganz einfach«, erwiderte Olivia. »Sie werden sterben, Mr. Sinclair, sterben…«

Nach dem letzten Satz schloß sie die Tür…

***

Ich saß da wie vom Blitz getroffen und hatte die Stirn in Falten gelegt, als die Tür zugeknallt wurde.

Ich sollte sterben!

Verdammt noch mal, so nett hatte mir das wirklich noch niemand gesagt.

Ich hätte auch darüber gelacht, wenn ich mir nicht im klaren gewesen wäre, daß Olivia es ernst gemeint hatte. Für sie und ihre Schwester kam im Endeffekt hur mein Ableben in Frage, und das wiederum ließ darauf schließen, daß ich in ein Wespennest gestochen und Sergio Marcote nicht so unrecht gehabt hatte.

Marcote!

Wieder dachte ich an den Killer. Es war trotz allem schwer, eine Verbindung zwischen ihm und denbeiden Schwestern herzustellen.

Möglicherweise existierte sie auch nicht, und plötzlich kam mir wieder der Nachname der Frauen in den Sinn.

Sie hießen Serrano. Olivia und Amanda Serrano. Auch für mich zwei Namen, die ich nie zuvor gehört hatte. Aber das war nicht das Problem.

Ich mußte zusehen, daß ich hier aus diesem feuchten Verlies wegkam.

Aber wie?

Seltsamerweise machte ich mir im Moment darüber keine Gedanken, denn ich erinnerte mich wieder an meinen Besuch bei Sergio Marcote.

Irgendwo war er schon der Schlüssel zu diesem teuflischen Spiel…

***

Das Krankenhaus selbst stand natürlich nicht unter Bewachung, dafür jedoch der Gang auf der vierten Etage, wo man Marcote in ein Krankenzimmer gelegt hatte.

Am Beginn des Ganges saß ein uniformierter Kollege. Neben ihm stand ein Tisch, auf dem einige Zeitschriften lagen. Aus einem Automaten hatte er sich auch Kaffee geholt, die Brühe stand in einem hellen Pappbecher.

Die meisten Menschen kannte er. Schwestern, Ärzte oder Patienten, sie gehörten zum Personal. Ich allerdings nicht, und der Kollege setzte sich kerzengerade hin, als ich auf die Gangtür mit dem undurchsichtigen Milchglas zuschritt.

»Moment, Sir!«

Ich blieb stehen. Den Ausweis hielt ich bereits in der Hand und legte ihn jetzt auf den Tisch.

»Sie sind Mr. Sinclair. Ich bin bereits von Ihrem Chef benachrichtigt worden.«

»Dann darf ich passieren?«

»Natürlich, ich sage nur dem Kollegen vorn im Gang Bescheid.« Er griff zu seinem Sprechgerät und gab die Meldung durch. Ich aber ging noch nicht, denn ich wollte wissen, wie es dem Patienten ging.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Sir.« Der Mann wollte aufstehen, doch ich drückte ihn zurück. »Selbst habe ich mit diesem Killer noch nicht sprechen können. Wenn Sie genaues wissen wollen, müssen Sie die Ärzte fragen.«

»Mal schauen. Ich werde versuchen, mir selbst ein Bild davon zu machen. Danke jedenfalls.«

»Bitte, gern geschehen. Und viel Erfolg!«

Ich hob die Schultern und stieß die Milchglastür auf. Vor mir lag der übliche Krankenhausgang, wobei ich mich über die Breite wunderte. Es machte ihn heller und freundlicher als in den anderen Etagen. Bestimmt lagen hier nur besondere Patienten, und das Zimmer des Killers befand sich weiter hinten. Dort saß auch der zweite Wachtposten auf einem Stuhl. Als mich der Mann sah, stand er auf und zupfte seine Uniform glatt.

Ich wollte keine Zeit mehr vertrödeln und unterließ es deshalb mit einem Arzt oder einer Krankenschwester zu sprechen. Statt dessen wandte ich mich an den Polizisten. »Alles in Ordnung?«

»Keine besonderen Vorkommnisse, Sir.«

»Das ist gut. Liegt er allein?«

»Ja.«

»Dann werde ich ihn mal besuchen.«

Sehr leise öffnete ich die Tür und blickte in einen durch ein Rollo abgedunkelten Raum.

Ein breites Bett, zu breit für die darin liegende schmale Gestalt,

vielleicht wirkte sie auf mich auch nur so klein, denn hinzu kamen die Kontrollgeräte, die das Bett umstanden. Von diesen Überwachungsmaschinen hatte ich keine Ahnung, und so leise wie möglich näherte ich mich dem Zentrum des Zimmers.

Ich hatte das Bett noch nicht erreicht, als hinter mir jemand die Tür öffnete und in das Krankenzimmer huschte. Ein Arzt, dessen Kittel nicht geschlossen war, funkelte mich an. »Was haben Sie hier zu suchen, Mister?«

»Hat es der Kollege nicht erklärt?«

»Ja, aber Sie hätten mit mir sprechen müssen.«

»Sicher, verzeihen Sie mir noch mal. Daran habe ich nicht gedacht.« Ich klärte den Arzt über mein Vorhaben auf und verfolgte, wie sein Gesichtsausdruck immer besorgter wurde.

»Viel Zeit kann ich Ihnen aber nicht geben, Mr. Sinclair.«

»Es dauert auch nicht lange.«

»Gut, dann lasse ich Sie jetzt allein.« Er verschwand und zog leise die Tür zu.

Ich wußte nicht, ob der Verletzte unser Gespräch mitbekommen hatte, die Augen zumindest hielt er geschlossen, öffnete sie aber, als ich neben dem Bett stehenblieb.

Gesehen hatte ich ihn zuvor noch nicht. Ich schaute in ein stoppelbärtiges Gesicht, in dem die flache Nase auffiel. Die Haare waren kurz geschnitten. Trockene Lippen verzogen sich zu einem leichten Grinsen, als Marcote fragte: »Wen haben sie denn jetzt geschickt?«

»Ich heiße Sinclair.«

»Sonst noch was?«

»Ich bin von Scotland Yard und interessiere mich besonders für gewisse Schläfer.«

»Auch für deren Erweckung?«

»Sicher.«

»Dann mußt du dich beeilen, Sinclair.«

»Wieso?«

Er hüstelte leicht. »Mich hat es erwischt, ich weiß auch, was mit mir los ist. Ich werde die restlichen Jahre meines Lebens im Rollstuhl verbringen, das alles ist mir klar, und das wissen auch die anderen, die mal meine Freunde gewesen sind. Ich bin jedoch für sie zu einem Sicherheitsrisiko geworden, und bewacht werde ich nicht grundlos. Sie werden mich irgendwann erwischen, das steht fest, aber ich habe mir geschworen, ihnen zuvor noch ein Schnippchen zu schlagen. Ich werde Ihnen jetzt etwas erzählen, daß Ihnen die Luft wegbleibt.« Seine Augen blitzten plötzlich, als würde es ihm Spaß machen, mit mir über gewisse Dinge zu reden. »Es ist ein Geheimnis der Mafia, und auch ein gewisser Costello hat damit zu tun, obwohl ich keine

direkten Beweise Hefern kann.«

»Ich glaube Ihnen auch so, Marcone, denn ich kenne Freund Costello sehr gut.«

»Dann kann ich mir einiges sparen. Jedenfalls hat man von gewissen Killerreserven der Mafia gesprochen, von Schläfern, wie sie auch im Agentengeschäft üblich sind. Zuerst habe ich das für eine Farce gehalten, aber ich mußte mich eines Besseren belehren lassen. Es gibt drei Killer, die unsere Organisation in Reserve hält.«

»Die Schläfer.«

»Si!«

»All right, Marcone, wo finde ich sie?«

»Sie schlafen wirklich«, flüsterte er. »Sie liegen in der Natur, und dort ruhen Sie sich aus, bis sie von jemandem gerufen werden. Der Fall ist nun eingetreten. Sie sollen wieder erweckt werden. Es kann sein, daß sie schon erweckt worden sind. Jedenfalls werden sie, wenn sie loslegen, eine Gefahr darstellen.«

»Sind sie in ihrem schmutzigen Job so gut?«

»Besser, Sinclair, viel besser, als sie es sich jemals vorstellen können. Denn es sind Tote, die man nicht mehr töten kann, die aber trotzdem leben.«

Ich blieb ganz ruhig. »Hört sich nach Zombies an.«

»Kann sein, ich weiß es nicht genau.«

»Und was haben Sie damit zu tun gehabt?«

»Ich hätte sie holen sollen. Wir brauchen sie. Sie wissen doch, daß sich die Konkurrenz aus dem Osten in den letzten Jahren ausgeweitet hat. Sie dringt in unsere Pfründe vor, und wir müssen ein Exempel statuieren. Dazu waren die drei nötig.«

»Wo hätten Sie hingemußt?«

»In eine einsame Gegend. Zu einem Haus, in dem zwei Schwestern allein leben.«

»Ohne die Zombies?«

»Klar.«

»Aber die Schwestern wissen, wo Sie die Typen finden können?«

»Das hat man mir gesagt. Sie müßten zumindest eine gewisse Ahnung davon haben.«

»Dann brauche ich die Adresse der Schwestern!«

Der Angeschossene grinste breit. »Wollen Sie dort tatsächlich nachschnüffeln?«

»Es ist mein Job.«

»Du bist doch Bulle, Mann. Ein Bulle kämpfte nicht gegen Geschöpfe, die man nicht erklären kann.«

»Es gibt Ausnahmen.«

»Okay, Sinclair. Du brauchst nicht weit zu fahren. Sie wohnen auf dem platten Land im Nordosten. Richtung Ipswich, in der Nähe von

Tiptree. So jedenfalls heißt der nächstgrößere Ort. Die Schwestern Serrano wohnen allein. Es gibt keine Nachbarn, aber du wirst das Haus schon finden, Sinclair.«

»Mal schauen. Gibt es sonst noch etwas, das Sie mir zu sagen hätten?«

»Reicht das nicht?«

»Fürs erste schon…«

»Wann fährst du hin?« flüsterte er.

»Nachdem ich das Krankenhaus verlassen habe.«

»Jetzt?«

»So ist es.«

»Gut, Bulle, gut.« Er lachte leise, doch dieses Lachen galt sicherlich mehr seinen eigenen Gedanken als mir. Wahrscheinlich malte er sich seine Rache an der Organisation schon aus, denn um sein eigenes Schicksal war er nicht zu beneiden.

Der Arzt öffnete leise die Tür und betrat das Zimmer. »Es wäre besser, wenn Sie den Patienten jetzt allein ließen, Mr. Sinclair.«

»Da haben Sie recht. Wir sind sowieso fertig - oder?«

»Klar, Bulle, klar.«

»Dann trotzdem alles Gute, Sergio.«

»Wenn's nicht so weh täte, würde ich lachen«, flüsterte er und schickte noch einen Fluch in sein Kopfkissen.

Der Arzt begleitete mich nach draußen. »Das sieht für ihn böse aus, sage ich Ihnen. Wer immer er auch gewesen sein mag, ein derartiges Schicksal wünsche ich niemanden.«

»Da haben Sie recht.«

»Sind Sie denn zufrieden?«

»Das wird sich herausstellen.«

Wir gingen nebeneinander her, und der Mediziner schaute auf seine Schuhspitzen. »Können Sie denn ungefähr sagen, wie lange der Patient noch unter Bewachung bleiben wird?«

»Sorry, das ist nicht mein Gebiet, da kann ich Ihnen nicht helfen. Da müssen Sie andere fragen.«

»Das werde ich auch.«

Wenig später hatte ich mich von dem Arzt verabschiedet, saß wieder in meinem Rover und dachte daran, daß ich als nächstes Ziel den Ort Tiptree auf der Liste hatte.

Bevor ich startete, rief ich noch im Büro an und gab die Ergebnisse durch. Sir James war nicht begeistert, weil ihm die Aussagen des Killers zu vage erschienen. Er hatte jedoch nichts dagegen, daß ich auch weiterhin am Ball blieb.

Und so fuhr ich meiner Gefangenschaft entgegen…

***

Das alles war passiert, und ich hatte es mir noch einmal durch den Kopf gehen lassen, der glücklicherweise nicht schmerzte. Die K.o.-Tropfen im Kaffee hatten mich zwar umgeworfen, aber keinen zu starken Brummschädel hinterlassen. Mit dem leichten Druck konnte ich fertig werden, und es war mir auch gelungen, meine Gedanken zu sortieren.

Im Rücken spürte ich das feuchte Mauerwerk der Kellerwand. Schimmel hatte sich darauf gebildet.

Die beiden Kerzen hatte Olivia leider auch wieder mitgenommen und mir die Chance entrissen, die Stricke mit Hilfe der Flamme durchzubrennen.

Ich befand mich auf ziemlich verlorenem Posten und merkte, daß die Hände wie auch die Füße immer tauber durch den Blutstau wurden.

Mochte die Welt noch so modern geworden sein, die Art der Fesselung, wie sie im Altertum bereits bekannt war, verfehlte auch heute ihre Wirkung nicht. Ich würde schwerlich von den Stricken aus eigener Kraft loskommen, obwohl sich meine Gedanken immer mit einer Befreiung beschäftigten. Irgendwie mußte es mir gelingen, hier herauszukommen.

Ich wollte nicht zur Beute irgendwelcher untoter Wesen werden.

Darüber dachte ich nicht nach. Es war mir im Prinzip egal, wer da als Gegner auf mich lauerte, viel wichtiger war es, die Stricke loszubekommen.

Es war nicht so stockfinster, als daß ich nicht die eigene Hand vor Augen gesehen hätte. Zwar lag draußen längst die Dunkelheit, aber die Nacht war relativ klar, und der Mond stand auch kurz davor, seine volle Größe zu erreichen. Er schickte sein fahles Licht auf den blauen Planeten nieder, die Nacht war deshalb relativ hell, und so konnte ich auch den halben überirdisch liegenden Ausschnitt des Kellerfensters sehen, durch den das fahle Licht drang und sich sogar noch als schiefer, viereckiger Streifen auf dem Boden abzeichnete.

Wenn ich mich nach rechts drückte, spürte ich den Widerstand der schmalen Regalseite. Ein paarmal stieß ich dagegen und lauschte den Geräuschen, die über mir entstanden. Durch die Bewegungen waren die dort abgestellten Gefäße ins Schwanken geraten und gegeneinander gestoßen. Das wiederum brachte mich auf eine Idee.

Ich startete einen erneuten Versuch, und diesmal drückte ich viel härter zu.

Das Regal fing an zu schwanken.

Ein weiterer Anlauf.

Ich schrak zusammen, als etwas auf den Boden prallte und dort mit einem platzenden Geräusch zersplitterte. Es war eine der Schalen, die ich durch meine heftige Bewegung von der Regalfläche geholt hatte.

Weitermachen.

Drei- viermal wuchtete ich mit der Schulter gegen das dünne Regal, und ich hatte immer wieder Erfolg, denn weitere Tassen, Töpfe oder Schalen kippten zu Boden, wo sie zerbrachen.

Scherben hatte ich genug. Scherben bringen zudem Glück, heißt es immer. Ich konnte nur hoffen, daß es sich in meinem Fall ebenso verhielt. Dann war die Hälfte der Miete schon eingefahren.

Ich konnte nicht genau sehen, wo die meisten von ihnen lagen. Einige waren durch den Schwung des Aufpralls in Richtung Kellerfenster gerutscht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich zunächst auf sie zu konzentrieren.

Meinen Logenplatz mit dem Rücken zur Wand verließ ich und ließ mich nach links fallen, wobei ich mit der Schulter den Boden zuerst berührte und zunächst liegenblieb.

Die Befreiung würde schwierig werden, das stand fest. Ich mußte mich so drehen, daß es mir gelang, die eine oder andere Scherbe zwischen die Finger zu bekommen, denn sie konnte ich bewegen, da die Fesseln meine Handgelenke umspannten. Außerdem waren sie noch nicht zu taub geworden. Durch Bewegungen hatte ich es immer wieder geschafft, den Kreislauf etwas in Gang zu halten.

Ich rollte nicht, ich rutschte weiter. Stück für Stück schob ich mich näher an die Scherben heran, lag zuerst auf ihnen, denn unter mir knirschte etwas.

Ich schob mich weiter. Mein Atem floß laut über die Lippen. Die Prozedur war verdammt anstrengend. Ich dachte daran, daß es in den Filmen immer so leicht aussieht, wenn sich der Held befreit. Da bekommt er dann die Scherbe zwischen die Finger - ratsch, ratsch, und die Sache war erledigt. Bei mir leider nicht. Ich hatte schon große Mühe, überhaupt ein passendes Stück zu finden.

Bei einigen gelang es mir, sie mit den Fingern abzutasten. Sie waren entweder zu stumpf oder zu klein, und so suchte ich weiter. Außerdem mußte ich mich beeilen. Die Dunkelheit lag über dem Land, und die Nacht war für die Geschöpfe der Finsternis, wer immer sich auch dahinter verbarg, stets ein besonderer Schutz.

So »besorgt« sich Olivia auch gezeigt hatte, ich wünschte mir auf keinen Fall ihre Rückkehr. Da konnte der Kaffee noch so gut schmecken, sie sollte bleiben, wo sie war.

Zwischendurch legte ich kleine Erholungspausen ein. Ich hätte mir gern den Schweiß von der Stirn gewischt. Mit gefesselten Händen war es leider unmöglich, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich weiter auf die Suche zu begeben.

Und dann hatte ich eine Scherbe gefunden und mich daran verletzt.

John, du schaffst es! So machte ich mir Mut und ärgerte mich, weil mir die Scherbe aus der Hand gerutscht war. Durch Nachtasten bekam ich sie wieder und nahm mir vor, sie nicht mehr fallen zu lassen. Als

ich sie in die Lücke zwischen die beiden Daumen geschoben hatte, ging es mir erst einmal besser. Ich blieb auf dem Boden liegen und wartete ab, bis sich mein Atem beruhigt hatte.

Es war alles okay. Tief durchatmen. Sich nicht nervös machen lassen.

Den Schweiß ruhig laufen lassen, auch wenn er mir in den Augen brannte. Die Scherbe zeigte eine dreieckige Form. Mit der breiten Seite hielt ich sie zwischen den beiden Daumen fest, die schmalere wies nach vorn, aber noch nicht so stark nach unten, wie ich es brauchte. Ich mußte das gute Stück noch etwas senken und näher an die Stricke heranbringen.

Es war nicht zu schaffen.

Nach dem fünften Versuch gab ich auf und hätte vor Wut schreien können. Noch immer die Scherbe festhaltend richtete ich mich auf, blieb sitzen und pustete die Luft aus.

Keine Panik jetzt, nur Ruhe. Überlegen, wie es noch zu machen war. Es gab noch eine Möglichkeit, und dabei mußte mir der unebene Boden helfen.

Ich hatte ihn während meiner Gefangenschaft häufig abgetastet und auch gewisse Einkerbungen oder schmale Spalten festgestellt. Ich wollte die Stricke aufrauhen, wobei ich achtgeben mußte, daß die Scherbe nicht zerbrach.

Ich begab mich auf die Suche.

Es wurde wieder eine Arbeit, die ich freiwillig nicht machen würde. Ich rückte dabei von der Masse der Scherben weg und bewegte mich mehr auf das Fenster zu.

Vielleicht gab es dort eine Möglichkeit, den entsprechenden Spalt im Boden zu finden.

Es klappte.

Urplötzlich hatte ich Glück. Ein etwas höher stehender Stein saß relativ wacklig im Untergrund und war auch zur Seite gekippt, so daß sich direkt vor ihm ein Spalt auftat.

Paßte die Scherbe denn auch? Ich hatte sie bisher nicht aus meinen verkrampften Fingern gelassen und suchte nach der Chance, sie in einer Spalte feststecken zu können.

Sie hielt.

Mein Gott, war das eine Erlösung! Ich bog meinen geschundenen Rücken durch und holte zunächst einmal tief Luft. Geschafft, zumindest ein Teil. Wunderbar, das war die halbe Miete.

Natürlich war ich nervös, und die innere Aufgeregtheit übertrug sich auch nach außen hin. Das große Zittern konnte ich mir nicht erlauben. Was ich brauchte, war Ruhe und die Kontrolle über meine Nerven und Bewegungen.

Autogenes Training hätte mir jetzt geholfen. Die Zeit allerdings hatte ich nicht, und so wartete ich ab, bis ich mir einigermaßen sicher war,

daß ich zurechtkam.

Noch befanden sich meine Hände und damit auch die Stricke nicht in unmittelbarer Nähe der Stricke. Ich schob sie vorsichtig heran.

Okay, das paßte also…

Danach begann die eigentliche Arbeit, die ich auch mit dem Begriff Fummelei umschreiben konnte. Ich mußte die Hände von oben nach unten bewegen und die Stricke dabei an der scharfen Seitenkante des Glases entlangsägen. Zu hart durfte ich nicht reiben, zu fest nicht drücken, dann konnte die Scherbe entweder zerbrechen oder aus ihrer Klemme herausfallen. Verdammt, das kostete Nerven!

Aber ich arbeitete weiter. Ich riß mich zusammen, konzentrierte mich einzig und allein auf die Sägebewegungen, wobei ich auch herauszufinden versuchte, ob der eine oder andere Faden schon gerissen war. Unsinn, es würde dauern, ich mußte einfach Geduld haben, nur war ich nicht eben ein sehr geduldiger Mensch.

Doch der erste Erfolg blieb nicht aus! Fäden rissen.

Der Druck blieb, ich machte weiter, und von nun an ging es besser, denn ich hatte einen bestimmten Punkt überwunden. Ich säbelte behutsam, so schwer es mir auch fiel. Gleichzeitig wunderte ich mich darüber, daß ein Mensch eine derartige Menge Schweiß produzieren kann, der mir schon wie Bachwasser über Gesicht und Körper lief. Ich betete darum, daß die Scherbe steckenblieb. Noch hielt sie.

Wieder rissen Fäden. Ich wußte nicht, wie viele ich schon zerrissen hatte, aber ich machte weiter - und beging auch einen Fehler, denn plötzlich war ich in meiner Euphorie zu hektisch geworden. Die Scherbe kippte aus dem Spalt und lag flach am Boden. Um weitermachen zu können, mußte ich sie erst wieder aufrichten, einklemmen, oder…?

Nein, ich versuchte es anders. Zwar war ich nicht Herkules, aber auch kein Schwächling. Mit aller Macht zerrte ich meine Hände zu verschiedenen Seiten hin weg.

Verdammt, die Dinger waren mürbe geworden. Sie mußten doch endlich reißen!

Ich schrie sogar, und dieses Schreien mischte sich in mein heftiges Keuchen.

Der letzte Schrei gehörte dem Jubel, denn mit einem heftigen Ruck waren auch die letzten Reste der Fesseln gerissen. Ich kippte nach hinten, blieb auf dem Rücken liegen, holte erst einmal tief Luft und hielt die Arme von meinem Körper abgespreizt.

Himmel, tat das gut. War das eine Wohltat! Ein herrliches Gefühl, als wäre der Himmel persönlich zu mir gekommen. Die Hände bewegen zu können, ist etwas Wunderbares.

Schwungvoll richtete ich mich in die sitzende Haltung und begann damit, die Gelenke zu massieren, die verdammt taub geworden waren.

Der Kreislauf stabilisierte sich, das Blut strömte in die abgeschnürten Bahnen zurück.

Mit einem Taschentuch trocknete ich mein Gesicht. Dann fing ich an, die Fesseln an den Füßen zu lösen, dabei verließ ich mich wieder auf die alte Scherbe, die ich jetzt normal zwischen die Finger klemmte. So säbelte ich die Stricke durch, was ein Kinderspiel war im Vergleich zu meinem ersten Befreiungsversuch.

Auch bei den Füßen erlebte ich das gleiche Spiel. Gerade noch taub, lebten sie wieder auf.

Jedenfalls waren die Karten neu verteilt, und ich würde wieder mitmischen, das stand fest…

***

Olivia Serrano war guter Laune. Sie wußte diesen Polizisten in seinem Verlies sicher, und die Fesseln waren auch noch sehr stramm um seine Gelenke gewickelt, das hatte sie auch feststellen können. Jetzt wartete sie auf die Rückkehr ihrer Schwester, die bestimmt nicht lange mehr auf sich warten lassen konnte, denn zu weit war der Weg in den Wald schließlich auch nicht.

Die Frau stand am Fenster, wo sich auch die Spüle befand. Sie ließ Wasser in die Kaffeekanne laufen, spülte sie aus und stellte sie dann auf die kalte Heizplatte der Maschine zurück.

Danach schob sie mit zwei Fingern die Gardine in der Mitte auseinander, um nach draußen zu schauen.

Viel war nicht zu sehen, denn sie hatte das Licht neben der Haustür nicht eingeschaltet. So lag das Haus, ebenso wie die gesamte Umgebung in dunkle Watte gepackt.

Olivia runzelte die Stirn. Nicht daß sie sich zu große Sorgen gemacht hätte, aber ihre Schwester war eigentlich schon überfällig, und die Frau am Fenster dachte darüber nach, was wohl passiert sein könnte.

Amanda war manchmal zu locker, zu lässig und einfach zu sehr davon überzeugt, daß ihr nichts passieren konnte. Sie war jemand, der den Schutzengel in der Tasche hatte, und sie hatte stets erklärt, alles im Griff zu haben. Nichts konnte sie aus der Ruhe bringen, selbst die seltsamen Funde nicht. Diese drei Gestalten, von denen sie überzeugt gewesen war, keine Toten vor sich zu haben.

Sie hatte sich zu ihnen hingezogen gefühlt. Nach ihrer Rückkehr war sie jedesmal zufriedener gewesen und hatte davon gesprochen, daß sich gewisse Dinge bald ändern würden.

Olivia wartete ab. Ein wenig Skepsis war einfach besser. Das Leben war keine glatte Straße, es glich mehr einer Achterbahn, davon konnten die beiden Schwestern ein Lied singen.

Auf der anderen Seite waren die Steine im Wald schon etwas Außergewöhnliches. Den Einheimischen waren sie bekannt, und sie

verdienten auch den Namen Kultstätte. Glücklicherweise hatte sich dies kaum herumgesprochen, sonst wären aus den näher liegenden Ortschaften die Menschen in den Wald gepilgert, um sich aus dieser Stätte ihre Kraft zu holen. Gerade Esoteriker suchten für ihre Seancen derartige Orte.

Olivia mußte zugeben, daß auch sie von diesen »Personen« fasziniert war. Es waren die Regeln einfach auf den Kopf gestellt worden. Da lagen sie und sahen aus wie tot, obwohl sie bestimmt lebten, aber eben auf ihre Art und Weise.

Die Schwestern hatten sich zu Wächtern erhoben. Sie fühlten sich zu ihnen hingezogen, sie wußten über ein düsteres Geheimnis Bescheid, ohne es jedoch genau zu kennen, und nun war es wichtig, daß Amanda den Schlüssel zu den Gestalten fand.

Schon ihren Eltern war der Platz im Wald nicht geheuer gewesen. Sie hatten ihn gemieden, er paßte mit seinen seltsamen Steinen einfach nicht in die Umgebung hinein, aber sie hatten es hingenommen, wie es auch die anderen Menschen getan hatten.

Die drei Gestalten hatten dort nicht immer gelegen. Sie waren wie aus dem Nichts erschienen, als hätte sie jemand gebracht und einfach zwischen die Steine gelegt.

Warum?

Olivia hatte sich den Kopf zerbrochen. Sie war anders als ihre Schwester, denn sie wollte den Dingen stets auf den Grund gehen. Da machte sich Amanda keine Gedanken darüber. Sie nahm gewisse Dinge hin und fragte sich anschließend nur, ob sie ihnen positiv oder negativ gegenüberstehen sollte.

In diesem Falle positiv, denn nicht grundlos hatte sie davon gesprochen, das Fenster in der Nacht offenzulassen, um den Toten freien Eintritt zu bieten.

Die Toten in ihrem Haus?

Olivia Serrano schauderte, denn an diesen Gedanken mußte sie sich erst noch gewöhnen.

Ihre Augen begannen zu tränen. Es lag am langen Starren in die Dunkelheit. Hinzu kam, daß sie Amanda sah.

Sie hatte den Wald verlassen und bewegte sich fast tänzerisch. Sie winkte sogar mit beiden Armen in Richtung Küchenfenster, weil sie genau wußte, daß ihre Schwester dort stand und sie bestimmt erwartete.

Olivia lächelte. Erleichterung spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider. Der Atem wehte noch einmal gegen die Scheibe, dann drehte sich die Frau um und ging zur Haustür.

»Olivia, Olivia!« Amanda sprach den Namen ihrer Schwester jubelnd aus. »Es ist wunderbar. Es ist nicht zu fassen, nicht zu glauben und auch nicht zu erklären…«

»Komm erst mal rein.«
»Ja, natürlich.« Sie drängte sich an Olivia vorbei, so daß diese die Tür schließen konnte. Und sie beobachtete Amanda genau, die vor dem Garderobenschrank stand und zu einer völlig anderen geworden war. Ihr Gesicht wirkte verklärt, den Mund hielt sie offen. In den Augen lag ein gewisses Strahlen, allerdings auch ein entrückter Ausdruck, als hätte sie etwas Besonderes erlebt, ähnlich wie ein Teenager, der sich gerade verknallt hatte.
»Geht es dir gut, Amanda?«
»Ja, sehr.«
»Das freut mich.« Olivia erwartete weitere Erklärungen, damit allerdings hielt sich Amanda zurück. Sie preßte nur ihr Gesicht in beide Handflächen und schüttelte den Kopf. »Du kannst es dir nicht vorstellen, Schwester, du kannst es dir einfach nicht vorstellen, was ich erlebt habe. Es ist unbeschreiblich.«
»Willst du in die Küche kommen?«
»Ja, das werde ich.«
Es war der Lieblingsplatz beider Schwestern. Sehr gern saßen sie sich gegenüber und sprachen über alle Probleme, die anlagen. Das konnte oft Stunden dauern, es wurde ihnen dabei nie langweilig, denn sie fanden stets Themen.
Amanda nahm zuerst Platz. »Was möchtest du denn trinken?« hörte sie ihre Schwester fragen.
»Jetzt einen Schnaps.«
»Gut.«
Der Brandy stand im Küchenschrank. Olivia bückte sich und holte eine Flasche und zwei Gläser hervor. Sie schenkte gut ein, auch für sich, denn sie hatte den Eindruck, daß die nächsten Stunden entscheidend werden würden.
Als Amanda das Glas umfaßte, schaute sie kurz hoch. »Wo steckt dieser Fremde?«
»Im Keller!«
»Gut, sehr gut. Ist er noch immer gefesselt?«
»Ja.«
»Ausgezeichnet, das ist wichtig.«
»Warum ist das wichtig?«
»Erkläre ich dir später. Jedenfalls haben wir großes Glück gehabt, daß ich das Geheimnis noch heute entdeckt habe. Es ist unwahrscheinlich.«
Amanda schüttelte den Kopf. Sie war noch immer außer Atem, und ihre Augen zeigten einen seltsamen Glanz, als hätten sich ihre Pupillen nebst ihrer Gedanken nach innen gekehrt. Sie trank den Brandy in kleinen Schlucken und schüttelte sich nicht mal, was sie sonst immer getan hatte.

Ihr Gesicht zeigte eine gewisse Röte, die sich allerdings auf die Wangen konzentrierte. Ansonsten wirkte es blaß, als wäre es mit hellem Staub gepudert worden. Als sie das Glas schließlich absetzte, nickte sie ihrer Schwester zu. »Wir haben genau das Richtige getan, Olivia, genau das Richtige.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Wirst du gleich, wirst du gleich.« Sie winkelte die Arme an und stemmte ihre Hände auf den Küchentisch. »Ich habe dich nicht grundlos nach diesem Fremden gefragt.«

»Er heißt Sinclair.«

Amanda winkte ab. »Es spielt keine Rolle, wie sein Name lautet, aber er ist als Mensch wichtig. Als Träger der Kraft und der Nahrung, das sage ich dir.«

»Für wen denn?«

»Für die drei Vampire!«

Jetzt war es heraus, und Amanda wartete darauf, wie ihre Schwester reagieren würde.

Zunächst tat Olivia nichts. Sie holte nicht mal Atem. Sie saß nur da, hatte die Stirn gerunzelt, dachte über die Formulierung ihrer Frage nach und flüsterte: »Hast du nicht etwas von Toten erzählt, denen du das Fenster…?«

»Ja, ja, das habe ich.«

»Was sollen dann die drei Vampire?«

Amanda lachte kratzig. Verständnislos bückte sie ihrer Schwester ins Gesicht. »Begreife doch«, sagte sie schließlich. »Es sind drei Vampire, und es gibt noch andere Namen dafür. Untote, Wiedergänger, Wesen der Finsternis, Diener der Hölle oder wie auch immer. Da ist es gleich, ob ich von Toten spreche, von Zombies oder auch von Vampiren. Jedenfalls sind es keine, Menschen.«

»Und du hast sie gesehen?«

»Ja.«

»Bei den Steinen.«

»Darunter, Schwester.«

Olivia überlegte, was ihre Schwester damit gemeint haben konnte. Sie kam zu keinem Resultat, was Amanda auch merkte, denn sie setzte zu einer Erklärung an. »Diese Vampire haben unter den Steinen gelegen, aber nicht im Boden, sondern so.« Sie deutete mit beiden Händen eine Brücke an und zeichnete die Form der Steine nach. Dann klopfte sie mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf den Tisch. »So und nicht anders ist es gewesen. Sie haben da gelegen.«

»Und du warst bei ihnen?«

»Sicher, sonst hätte ich es dir jetzt nicht erzählen können. Ich bin bei ihnen gewesen.«

Olivia war noch immer erstaunt und konnte dieses Erstaunen auch

nicht verbergen. »Und sie haben dir nichts getan?« fragte sie leise.

»Warum hätten sie das tun sollen?«

»Ich bin zwar keine Vampirkennerin, aber daß diese Wesen vom Blut ihrer Opfer leben, weiß ich auch.«

»Richtig, nur bin ich kein Opfer.«

»Was bist du dann?«

»Eine Verbündete, und das haben sie gemerkt.«

Olivia verzog den Mund. Okay, sie und ihre Schwester waren verschieden. Sie lebten zwar zusammen, aber man konnte sie nicht über einen Kamm scheren. Während Olivia mehr praktisch dachte, verlor sich Amanda oft genug in Träumereien, und sie hatte auch ein Feeling für gewisse übersinnliche Dinge. Aber Amanda als Verbündete der Vampire zu sehen, fiel Olivia doch schwer.

»Was hast du?«

Olivia Serrano schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, Schwester, ich weiß es wirklich nicht. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß dich drei Vampire als Verbündete akzeptieren. Für mich ist es überhaupt schwer, sie als existente Wesen anzusehen, und da sprichst du von Akzeptanz?«

»So ist es aber.«

»Gut, ich bin nicht bei dir gewesen. Du siehst sie also als deine Verbündete an.«

»Sicher, denn sie haben mir nichts getan, Schwester. Sie sind erwacht. Sie liegen nicht mehr da wie tot. Sie haben endlich die Augen geöffnet, und es ist so gewesen, daß sie mein Blut nicht wollten. Sie haben mir ihre Zähne nicht in den Hals geschlagen und den roten Saft getrunken. Das ist eine Tatsache.«

»Ja, ich weiß«, murmelte Olivia.

Ihrer Schwester gefiel die Reaktion nicht. »Was ist denn mit dir? Du siehst irgendwie verträumt und zugleich ängstlich aus? Über was denkst du nach?«

»Über die Vampire natürlich.«

»Und weiter?«

»Ich frage mich, woher sie kommen, Amanda, und wer sie geschickt oder geschaffen hat.«

»Ach, das ist doch egal.«

»Nein, für mich nicht.«

»Olivia, bitte.« Amanda sprach jetzt schnell. »Haben wir uns nicht versprochen, gewisse Dinge zu akzeptieren? Wußten wir nicht schon länger Bescheid?«

»Keine Ahnung.«

»Doch, das wußten wir. Wir sind beide eingeweiht worden. Wir haben es erfahren. Weshalb haben wir dann sonst diesen Polizisten in den Keller geschafft und gefesselt?«

Olivia legte die Stirn in Falten. »Im nachhinein glaube ich, daß wir einen Fehler begangen haben.«

»Warum das?«

»Weil er ein Polizist ist, Schwesterherz.«

»Na und?«

Olivia seufzte. »Als Polizist kämpft er nicht allein. Es steht immer jemand hinter ihm. In seinem Fall ist es eine Organisation, die wir nicht unterschätzen sollten. Scotland Yard ist weltberühmt, und das hat sich bis zum heutigen Tag noch nicht geändert. Glaubst du denn, daß seine Kollegen das Verschwinden einfach hinnehmen werden? Ich glaube es nicht. Man wird nach ihm suchen, man wird auch auf uns stoßen, denn er wird bestimmt hinterlassen haben, wohin er gefahren ist.«

Amanda nickte. Es überraschte Olivia, und deshalb sprach sie nicht weiter. »Wolltest du etwas sagen?«

»Das will ich, Olivia.«

»Dann raus damit!«

»Es ist ganz einfach. Zunächst einmal gebe ich dir in allen Dingen recht.«

»Wie schön.«

»Laß deinen Spott, bitte. Du hast recht, was Sinclair und auch dessen Organisation angeht. Man wird auch nach ihm suchen, aber man wird es nicht sofort tun.«

»Gut. Und was folgerst du daraus?«

»Daß irgendeiner seiner Kollegen erst morgen früh bei uns erscheinen wird, um Fragen zu stellen. Das ist meine Folgerung, und ich denke, daß ich recht habe.«

»Mag sein.«

»Toll, daß du mir zustimmst, Olivia. Bis zum anderen Morgen ist hier alles erledigt. Keine Panik, Schwester. Wenn irgendwelche Bullen hier antanzen, wissen wir von nichts.«

»Sie werden das Haus durchsuchen.«

»Sollen sie doch. Alle Spuren sind verwischt - bis dahin jedenfalls. Und du darfst nicht vergessen, was ich dir gesagt habe. Ich werde mein Fenster nicht schließen. Ich lasse es offen, damit sie den Weg zu uns finden. Verstehst du?«

Olivia hatte verstanden, was auch ihre Geste bewies. Sie strich mit einer Hand über die dünne Haut des Halses hinweg und hörte das leise Lachen ihrer Schwester.

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Schwesterchen. Es wird alles klappen. Es geht in Ordnung, du kannst mir vertrauen.«

»Ja, dir.«

»Auch den anderen, Schwester? Auch den Vampiren? Sie wissen, daß wir Verbündete sind. Ich habe es heute gespürt. Es wird alles

wunderbar werden, und wir werden sie mit Blut versorgen, das kann ich dir versprechen.«

»Du meinst Sinclair.«

»Wen sonst? Wir haben ihn entwaffnet, wir haben ihn gefesselt, er wird nichts tun können. Sie kommen und übernehmen ihn, und sie werden sich an seinem Blut satt trinken. Daran glaube ich fest, und auch deine Skepsis wird nichts ändern können.«

Olivia stöhnte auf. »Ich kann es nur hoffen«, sagte sie leise. »Vor allen Dingen für uns.« Dann schüttelte sie den Kopf. »Eine Frage quält mich auch jetzt. Ich weiß nicht, wie es die drei Blutsauger geschafft haben, in den Wald zu kommen. Ich kann es nicht begreifen. Sie sind doch nicht vom Himmel gefallen.«

»Das sicherlich nicht!«

Olivia wunderte sich. »Du hast die Antwort bestimmend gegeben. Weißt du denn mehr?«

»Nein, aber ich akzeptiere es, liebe Schwester. Ich habe es akzeptiert, und du darfst nicht vergessen, daß die Lichtung im Wald zusammen mit den Steinen so etwas wie eine Kultstätte ist.« Sie legte den Kopf schief.

»Ich weiß nicht, wie ich es dir so genau erklären soll. Aber Kultstätten haben ihre eigenen Gesetze. Mag man nun daran glauben oder nicht. Vieles ist auch übertrieben, aber die Gesetze existieren. Zwar nicht überall, aber an gewissen Stellen, und wir haben das Glück, in der Nähe eines derartigen Ortes zu leben.«

Olivia gab keine Antwort. Sie dachte nur daran, ob es tatsächlich für sie beide ein Glück war. So ganz konnte und wollte sie es nicht akzeptieren.

Amanda Serrano stand auf.

»Wo willst du hin?«

Sie blieb neben Olivia stehen. »Ich werde in mein Zimmer gehen, das Fenster öffnen, gegen den Mond schauen und dort auf sie warten. Ja, das werde ich tun.«

»Gut.«

Amanda verließ die Küche. Sie hatte gemerkt, daß ihre Schwester nicht mehr reden wollte. Obwohl sie auf ihrer Seite stand, war es schwer gewesen, sie zu überzeugen. Amanda gab zu, daß auch sie Schwierigkeiten gehabt hätte, wäre es umgekehrt gewesen, aber sie wußte nun mal etwas mehr, und das nahm sie gern hin.

Das Holz der alten Treppenstufen ächzte unter ihr, als sie in die Höhe stieg. Die Zimmer der Schwestern lagen im ersten Stock.

Amanda öffnete ihres, schaltete jedoch kein Licht ein und bewegte sich an den Schatten der Möbel entlang auf das Fenster zu. Je näher sie ihm kam, um so besser sah sie den Himmel und den Vollmond.

Er war nicht hundertprozentig klar zu erkennen, weil eine

Wolkenschicht wie dünnes Papier vor ihm hertrieb, aber sein Licht reichte trotzdem aus, um einen blassen Schleier auf die rechteckige Scheibe zu werfen.

Amanda Serrano zögerte nicht länger und öffnete das Fenster.

Die kühle Luft war für sie eine Wohltat. Ihre Augen schimmerten, als sie in die Richtung schaute, in der der Wald mit der geheimnisvollen Lichtung lag. Hätte sie Antennen gehabt, so hätte sie diese jetzt ausgefahren, um die drei Wesen zu orten. So aber stand sie da und wartete. Außerdem wußte sie Bescheid. Die drei »Toten« brauchten ihren Ruf nicht, sie würden von allein kommen.

Schließlich lockte das Blut…

***

Auch über die Waldlichtung hinweg wehte ein kühler Wind. Und der Mond schaffte es, sein silbriges Licht so zu verstreuen, daß die Fläche mit den Steinen von seinem Schein berührt wurde. Es war die andere Kraft des Erdtrabanten, die auch die Blutsauger spürten, denn ihr Erwachen schritt immer weiter fort.

Derjenige, der von Amanda besucht worden war, schaffte es als erster, seine Kraft zurückzubekommen. Er lag noch auf dem Rücken, aber er winkelte bereits die Arme an, um sich auf die Ellbogen stützen zu können. Den Kopf drückte er ebenfalls in die Höhe, bewegte ihn und starrte unter der Öffnung des Steins hinweg auf die Lichtung, wo sich das Mondlicht auf dem braunen Wintergras abzeichnete und dessen Spitzen leicht versilberte.

Die Zeit war reif!

Der Vampir spürte es. Er war für diese Welt vorbereitet worden. Man hatte ihn geschickt, ihm eine Botschaft in das Gehirn eingepflanzt, und er wußte genau, was er zu tun hatte.

Die andere Welt hatten er und seine beiden Artgenossen verlassen. In ihr waren sie auf den Einsatz vorbereitet worden, denn sie hatten während ihrer Zeit in der fremden Welt vergessen, woher sie eigentlich gekommen waren. Jemand hatte sie geholt, hatte sich mit ihnen beschäftigt und sie behandelt wie ein Lehrer die Schüler.

Und dieser Lehrer war besser als sie alle zusammen. Besonders dann, wenn sich auf seiner Stirn das blutige D abzeichnete. Es war sein Stigma, sein Zeichen, das den Kennern sagte, mit wem sie es zu tun hatten. Mit Dracula II, dem legitimen Nachfolger des großen Vlad aus Rumänien. Mallmann hatte sich auf dessen Thron geschwungen, und er war es, der seinen Weg unbeirrt gehen würde.

Drei seiner Freunde und Diener hatte er für einen Einsatz vorbereitet.

Diese Kultstätte kam ihnen sehr entgegen. Sie war wunderbar angelegt, der Wald verbarg sie, und sie war nur wenigen Menschen bekannt. So sollte es auch bleiben.

Der Blutsauger stöhnte. Er rollte sich einige Male um sich selbst und hatte sein Versteck dann verlassen. Bäuchlings lag er auf der Wiese. Mit einem letzten Griff zurück holte er noch den grauen Hut mit der breiten Krempe hervor. Er würde ihn später aufsetzen, wenn er sich hingestellt hatte. Zwar war er vom langen Liegen nicht steif geworden, aber seine Bewegungen waren auch nicht so, wie er es sich gewünscht hätte.

Etwas schwankend stand er auf den Beinen, fühlte sich zugleich leer und ausgebrannt. In seinem Körper war nichts mehr, nur Asche und Leere.

Er konnte es nicht genau beschreiben, aber das Ergebnis war ihm klar.

Er brauchte Blut!

Den frischen Lebenssaft eines Menschen. Ihn leerzusaugen, war für ihn das höchste der Gefühle.

Als er daran dachte, öffnete er den Mund. Über die Lippen drang das Fauchen in die Stille hinein, als sollte es zu einem Weckruf für die anderen werden.

Der Blutsauger hob den rechten Arm. Dann setzte er seinen Hut auf und schob ihn weit nach vorn. Ein Schatten trennte das Gesicht in zwei Hälften. Die untere lag frei, genau dort befand sich der Mund mit den blassen, blutleeren Lippen. Eine Zungenspitze schlug für einen Moment hervor wie das Ende einer dicken Peitschenschnur. Sie blieb draußen und wurde in die Höhe gedrückt. Die Spitzen Zähne wurden sichtbar.

Er zog die Schultern in die Höhe, drückte den Kopf nach vorn, als wollte er, ähnlich wie eine Katze, einen Buckel bilden. Den Mund hielt er wieder geschlossen, als er sich drehte und mit leicht tappenden Schritten zu den anderen Steinen hinging, unter denen er seine Artgenossen wußte.

Das Material war normalerweise grau, durch das Mondlicht aber hatte es einen leicht grünlichen Schleier bekommen.

Vor einem ähnlichen Stein wie dem seinen blieb der Vampir stehen und bückte sich.

Noch während der Bewegung sah er die bleiche Krallenhand, die sich unter dem Schein hervorschob, im Mondlicht für einen Moment zuckte und so aussah, als wäre sie künstlich und würde nur durch eine Fernsteuerung in Bewegung gehalten.

Die Hand war nicht künstlich, denn sie gehörte dem Blutsauger Nummer zwei, der aus seinem Versteck nach draußen kroch. Er hatte mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie sein Vorgänger und seine gekrümmten Finger suchten Halt im Boden, doch er rutschte immer wieder ab, was auch der erste Vampir sah. Deshalb bückte er sich, umklammerte das Gelenk und zerrte seinen Artgenossen unter

dem Stein hervor. Und er half ihm auch, als dieser auf die Beine kam.

Nebeneinander blieben sie stehen. Beide schwankten nicht mehr, aber beide trugen Hüte. Sie sahen aus wie Brüder, denn selbst die Gesichter glichen sich.

Der Wald schwieg, bis ein Vogel einen Schrei ausstieß. Er klang wie eine Warnung und ein Klagelied zugleich. Der Schrei verwehte am Himmel, dann war es wieder still.

Bis auf das Kratzen im Rücken der beiden Blutsauger. Sie hörten es zugleich und drehten sich um.

Der dritte Vampir war unter seinem Stein hervor ins Mondlicht gekrochen. Noch lag er auf dem Bauch und bewegte sich wie ein mutierter, übergroßer Wurm. Er fand den nötigen Halt an einem weiteren Stein und zog sich an dessen rauher Oberfläche hoch. Mit einer sehr tapsigen Bewegung setzte er den Hut auf und starrte die beiden anderen Blutsauger an.

Jetzt waren sie zu dritt, und sie waren zufrieden. Sie sprachen nicht miteinander. Ob sie auf eine andere Art und Weise kommunizierten, war ebenfalls nicht festzustellen. Aber sie bewegten sich aufeinander zu, das heißt, die beiden ersten Untoten näherten sich dem dritten. Das fahle Mondlicht verlieh ihrer dunklen und schmutzig gewordenen Kleidung einen blassen Glanz. Ihre Füße schleiften durch das harte Wintergras, als würden sie über einen Teppich gehen. Ihre Augen standen weit offen, die Köpfe waren etwas zurückgelegt, als wollten sie den Himmel nach irgendwelchen Zeichen absuchen. Dann hoben sie die Arme und klatschten gegen ihre Hände. Es war das Zeichen der Verbundenheit, sie gehörten jetzt zusammen, sie waren wieder wer, und sie würden es der Welt zeigen.

Niemand hatte ihr Erwachen direkt miterlebt. Und die Bäume des Waldes schwiegen.

Sie und die dichte Dunkelheit zwischen ihnen schluckten die drei Todesboten schon sehr bald.

Das Ziel stand fest.

Sie brauchten Blut, viel Blut. Und danach würden sie ihre Zeichen durch weitere Morde setzen…

***

Ich war wieder frei!

Nun ja, nicht ganz, eine Einschränkung gab es schon, und die konnte mir überhaupt nicht gefallen. Die Mauern und die Tür waren so dick, daß ich Werkzeug benötigte, um auszubrechen. Ich würde also weiterhin in diesem Verlies bleiben müssen, bis die beiden Frauen erschienen, um mich zu befreien.

Dann erst konnte ich etwas tun!

Aber ich tat auch so einiges. Durch die lange Fesselung hatte es

gedauert, bis ich die Hände und Füße wieder wie gewohnt bewegen konnte. Ein paar Massagen halfen und vertrieben die Schmerzen.

Mein Optimismus hielt sich trotzdem in gewissen Grenzen, denn mir fehlte die Beretta. Gegen die beiden Frauen, die die Waffe sicherlich an sich genommen hatten, wäre ich auch ohne Schießeisen angekommen, aber ich wußte nicht genau, wer hinter ihnen stand. Stimmte es, was dieser Sergio Marcote gesagt hatte? Er hatte von Toten gesprochen, die nicht mehr zu töten waren. Spann ich den Faden weiter, so führte er mich zu dem Begriff Zombie.

Zombies waren lebende Leichen!

Tumbe Geschöpfe, die nur darauf aus waren, ihre Triebe zu stillen. Die Menschen angriffen, ihnen das Fleisch vom Körper rissen, keine Gnade kannten, überhaupt keine menschlichen Gefühle besaßen und Gesetzen gehorchten, die ich nie begreifen oder akzeptieren würde.

Wirklich Zombies?

Das war die Frage. Hundertprozentig war ich davon nicht überzeugt.

Abgesehen davon, daß Zombies nicht mehr im Trend lagen, weil die andere Seite heute viel subtiler und raffinierter vorging, gab es auch andere schwarzmagische Geschöpfe, die ihren Trieben folgten und nicht so tumb und dumpf wie Zombies waren.

Das konnten Vampire sein, das waren unter Umständen die Kreaturen der Finsternis, das waren auch verblendete Menschen selbst, wie immer man es auch sehen mochte.

Ich mußte mich jedenfalls auf einiges einstellen, und zwar waffenlos. Wie oft ich das Verlies vergeblich durchwandert hatte, hatte ich nicht nachgezählt, aber immer wieder drückte ich gegen die Tür, um jedesmal festzustellen, daß es nichts brachte. Das Holz war einfach zu stark, es hielt meiner Kraft stand und gab um keine Idee nach.

Mit den Wänden verhielt es sich ebenso. Eine geheime Tür sah ich nicht, es gab auch keinen Kontakt, der mir ein Schlupfloch geöffnet hätte. Es war alles so verflucht simpel und normal.

Mit den Füßen hatte ich in der Zwischenzeit die Scherben zusammengeräumt und sie neben das Regal gelegt. Da störten sie nicht. Wenn ich Licht brauchte, schaltete ich das Feuerzeug an. Im Licht der Flamme hatte ich auch das Fenster untersucht und war von den drei Gitterstäben außen vor der Scheibe zurückgeschreckt.

Da war nichts zu machen, auch wenn ich die Scheibe eingeschlagen hätte. Die Lücken zwischen den Gittern waren einfach zu schmal, das sah ich selbst durch das verschmutzte Glas.

Es blieb das Warten darauf, daß von der anderen Seite her etwas passierte.

Ich gehörte nicht zu den Menschen, die unbedingt untätig waren. Auch nicht als Gefangener und schon gar nicht, wenn ich mich dabei normal bewegen konnte.

Deshalb machte ich mich auf die Suche nach einer Waffe. Sie konnte die Beretta nicht ersetzen, aber ich hielt wenigstens etwas in der Hand, um mich zu wehren.

Dabei interessierte mich das Regal besonders. Bisher hatte ich dort nur Töpfe, Tassen oder Schalen gesehen. Einige von ihnen waren ja zu Boden gestürzt und zerbrochen, andere Verteilten sich noch auf den staubigen Brettern.

Die kleine Flamme des Feuerzeugs glitt am Regal entlang. Vielleicht lag dort noch ein Hammer oder ein Meißel. Meinetwegen auch ein Schraubenzieher.

Leider hatte niemand ein Drehbuch geschrieben. Ich stand mitten im Leben und sah nichts. Weder in den oberen, noch in den unteren Fächern. Da gab es keinen Gegenstand, den ich als Waffe einsetzen konnte. Wenn etwas schiefging, dann richtig, obwohl ich mich nicht beschweren konnte, schließlich hatte ich mich von meinen Fesseln befreit.

Ein paar Teller standen noch übereinander in der unteren Regalreihe.

Als Wurfgeschosse eigneten sie sich, zu mehr aber auch nicht. So blieb mir nichts anderes übrig, als abzuwarten und zwischendurch meine Gymnastik zu machen, denn ich wollte in Form bleiben.

Die Wirkung der K.o.-Tropfen im Kaffee war verflogen. Außer einem dumpfen Gefühl im Kopf war nichts zurückgeblieben.

Ich dachte an die beiden Schwestern.

Sie waren schon komische Vögel und hatten auf mich den Eindruck gemacht, als hätten sie sich in dieser Einsamkeit regelrecht verkrochen, um mit der übrigen Welt nichts mehr zu tun zu haben. So konnten sie ihren eigentlichen Aufgaben nachgehen, und da stellte sich die Frage, aus was sich diese zusammensetzten.

Von Marcóte wußte ich, daß sie über das Geheimnis der angeblich lebenden Toten Bescheid wußten, denn die Schwestern waren die Kontaktadresse für den Killer gewesen. Über sie wäre er an die neuen Helfer herangekommen. Nur hatten die Schwestern mir gegenüber so getan, als wäre ihnen ein Mann wie Sergio Marcóte unbekannt, und das wiederum akzeptierte ich natürlich nicht.

Etwas war da falsch. Da lief einiges nicht so zusammen, wie ich es gern gehabt hätte, aber ich wollte nicht klagen und abwarten, was diese Nacht noch brachte, die recht jung war, denn als ich auf die Uhr schaute, da waren es noch mehr als zwei Stunden Zeit bis Mitternacht.

Mal sehen…

Ich lehnte mich neben dem Regal an die Wand und blieb sehr still. Man kann sich an Stille gewöhnen, nur mich machte sie nervös. Als Gefangener war es immer so, denn ich hörte kein einziges Geräusch, obwohl ich wußte, daß die beiden Schwestern das Haus nicht verlassen hatten. Es kam auch keine von ihnen mehr zu mir, um mir

etwas zu trinken oder zu essen zu bringen. Sie hielten sich bewußt zurück, als würden sie damit einen bestimmten Plan verfolgen.

Ich hielt es an meinem Platz nicht mehr aus und bewegte mich auf die Tür zu. Viel Sinn hatte es nicht, ich tat es trotzdem und preßte mein Ohr gegen das Holz.

Nein, es war nichts zu hören. Keine Stimmen, keine Tritte, keine anderen Geräusche.

Der Ärger darüber floß als Fluch über meine Lippen, und so zog ich mich wieder zurück.

Wieder unternahm ich die Wanderung durch das Verlies, um meine Gelenke geschmeidig zu halten. Die kleine Blutung war längst gestillt, und auf der Wunde hatte sich eine leichte Kruste gebildet.

Kein Geräusch drang an meine Ohren. Ich wußte nicht mal, ob es windig war oder nicht. Die Stille machte mich immer nervöser, und die Wut über meine eigene Untätigkeit breitete sich in meinem Körper aus wie ein bösartiges Geschwür.

Mein Blick wechselte zwischen Tür und Fenster hin und her. Als ich wieder mal in Richtung Fenster schaute, blieb ich mitten in der Gehbewegung stehen.

Da war etwas!

Mehr eine Ahnung als ein konkretes Wissen. Aber meine Ahnungen hatten sich schon oft zu einem Wissen verdichtet, und ich wollte auch nicht auf der Stelle stehenbleiben. Mit zwei lautlosen Schritten hatte ich die unmittelbare Nähe des Fensters erreicht. Ich mußte nur den Kopf leicht anheben, um hindurchschauen zu können.

Drei Schatten waren starr, die Gitterstäbe, die ein Eindringen von außen verwehrten.

Und doch schien es so zu sein, daß jemand versuchen wollte, in den Keller zu klettern, und zwar durch das Fenster, denn jenseits der Gitterstäbe sah ich zwei weitere Schatten, die zwar starr standen, sich aber trotzdem bewegten, weil der Wind - und das sah ich nun deutlich mit den Hosenbeinen spielte.

Sie standen sicherlich nicht leer in der Gegend. Ich ging davon aus, daß jemand gekommen war.

Sofort zuckten mir die Vermutungen durch den Kopf. Wieder erinnerte ich mich an die angeblich lebenden Toten. Sollte sich einer von ihnen aufgemacht haben, um die Schwestern zu besuchen?

Nichts war in meinem Job unmöglich. Ich hatte mir längst abgewöhnt, darüber nachzudenken, legte selbst den Kopf zur Seite, um einen noch besseren Blickwinkel zu bekommen.

Auch die andere Gestalt bewegte sich. Sie drückte ihren Körper ebenfalls nach unten. Für mich war es, als wäre jemand dabei, einen Vorhang allmählich anzuheben, um mir immer mehr von einem stummen Spiel auf einer kleinen Bühne zu zeigen.

Die Beine standen nicht einfach da. Zu ihnen gehörte ein Oberkörper und auch ein Gesicht!

Ich zumindest sah es. Ob der andere mich auch erkannte, war fraglich, wahrscheinlich hatte er mich gewittert oder erschnüffelt, wie auch immer.

Jedenfalls sah er mich, und ich sah ihn.

Der Schatten lag auf seinem Gesicht und wollte auch nicht weichen. Er hatte keinen natürlichen Ursprung.

Und das Gesicht drängte sich näher. Wären die drei Stäbe nicht gewesen, hätte es sich sicherlich gegen die Scheibe gepreßt, so aber wurde es daran gehindert.

Ich konzentrierte mich auf die graubleiche Fläche zwischen den Stäben.

Ja, es war ein Gesicht, das durchaus einem Zombie gehören konnte. Mit Sicherheit konnte ich es nicht behaupten, aber ich bekam mit, wie der Mund in diesem Gesicht plötzlich anfing zu zucken, als wollte er sich jeden Moment öffnen. Das geschah nur teilweise. Zwischen den Lippen schimmerte etwas Helles. Bestimmt keine Zunge, es war auch nicht genau zu sehen, aber mir kam natürlich der Gedanke an ein bestimmtes Zeichen.

Zwei angespitzte Zähne, das Outfit der Vampire!

Das also war es.

Mir schoß das Blut in den Kopf. Nicht vor Furcht, eher vor Freude.

Endlich wußte ich, mit wem ich es zu tun hatte.

Ich nahm mir vor, ihn zu locken, aber der Vampir wollte nicht.

Sekunden später war er verschwunden, und mir blieb nur die Erinnerung an ihn.

Zunächst noch, denn ich war sicher, daß er mich noch einmal besuchen würde, dann richtig, denn zuvor hatte er nur das Terrain sondiert.

Vampire brauchen Blut, und davon gab es in meinen Adern genug…

***

»Tja«, sagte Suko, runzelte die Stirn und schaute immer wieder auf seine Uhr, so daß Shao, die ihn im Büro besucht hatte, um ihn abzuholen, schon unruhig wurde.

»Was hast du denn?«

»Im Prinzip nichts, aber es gefällt mir einfach nicht, daß ich noch nichts von John gehört habe.«

»Das kann sich ändern.«

»Oder auch nicht.«

»Wie meinst du das denn?«

»Daß er unter Umständen in Schwierigkeiten steckt.«

Shao nahm auf dem leeren Stuhl am Schreibtisch Platz und schaute

ihren Partner an. »So, mein Lieber, jetzt möchte ich gern von dir hören, was hier überhaupt läuft.«

»Bis jetzt noch nichts.«

»Rede schon, bitte.«

Suko seufzte. »Also gut, wenn du es genau wissen willst, ich werde dir erklären um was es geht. Allerdings kann ich dir die Dinge nur aus zweiter Hand erzählen, soweit mich John telefonisch eingeweiht hat.«

»Mach schon.«

Suko setzte sich bequemer hin, legte die Beine auf den Schreibtisch, und in den nächsten Minuten erfuhr die Chinesin, um welche Dinge sich Suko sorgte. Er versuchte Zusammenhänge zu dem verletzten Killer und zu den Schwestern und den Toten aufzudecken, die angeblich nicht tot sind. »So, mehr weiß ich auch nicht.« Damit schloß er seinen Bericht ab.

»Das ist wenig.«

»Stimmt.«

»Was ist mit diesen Toten, die angeblich nicht tot sind, Suko? Deutet das auf Zombies hin?«

»Kann durchaus sein, muß aber nicht.«

»Hast du versucht, John zu erreichen?«

»Was glaubst du denn, aber er meldete sich nicht, befindet sich also nicht mehr in seinem Wagen.«

»Und was ist mit den Schwestern?«

»Sie heißen Serrano. Amanda und Olivia Serrano. Ich habe ihre Telefonnummer natürlich herausgefunden und auch versucht, einen Kontakt zu ihnen herzustellen. Das ist mir nicht gelungen. Entweder stimmt die Nummer nicht, oder sie denken gar nicht daran, ans Telefon zu gehen und abzuheben. Ich kann mir vorstellen, daß die letzte Möglichkeit stimmt. Die beiden haben einiges zu verbergen und könnten John durchaus in eine Falle gelockt haben. Verstehst du meine Befürchtungen jetzt?«

Shao nickte versonnen.

»Und was soll ich tun?«

Die Chinesin blickte Suko aus großen Augen an. »Wie - was soll ich tun? So kannst du nicht reden. Frag mich lieber, was wir beide tun sollen.«

»Okay, gib mir die Antwort.«

»Wir müssen ihn finden und werden deshalb zum Haus dieser beiden Serrano-Schwestern fahren. Ich hoffe, du weißt, wo wir die Frauen finden können.«

»In der Nähe von Tiptree liegt ihr Haus.«

Shao schüttelte den Kopf. »Den Ort kenne ich nicht.«

»Aber ich«, sagte Suko und erhob sich. »Ich habe nachgeschaut. Zu lange werden wir nicht unterwegs sein.«

Shao warf einen Blick auf die Uhr. »Noch knapp vier Stunden bis Mitternacht. Du bist eigentlich überfällig und hättest längst Feierabend machen müssen.«

»Es war so abgesprochen, daß du mich abholst. Außerdem konnte ich nicht wissen, daß noch etwas dazwischenkommen würde.« Suko holte seine gefütterte Jacke vom Haken und streifte sie über. Auch Shao trug ein derartiges Kleidungsstück und dazu eine schwarze Hose. Ihr langes Haar hatte sie hochgesteckt. In der schwarzen Flut schimmerten seitlich zwei rote Kämme.

»Willst du nicht Sir James Bescheid geben?«

»Nein, er hat heute wieder Clubabend und möchte seine Ruhe haben, denke ich.« Er öffnete Shao die Tür. »Außerdem, brennt das Haus ja noch nicht.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht«, sagte Shao leise und ging durch das leere Vorzimmer.

Sie schaute dabei auf ihre Schuhe mit den flachen Absätzen.

»Überzeugt bin ich davon nicht.«

»Hast du Beweise?«

»Nein, nur mein Gefühl.«

»Und was sagt dir das?«

Shao gab die Antwort, als beide vor dem Lift standen. »Es sagt mir, daß man den beiden Schwestern auf keinen Fall trauen kann. Hinter ihnen kann eine Bösartigkeit stecken, über die wir bisher noch nicht nachgedacht haben…«

***

Amanda Serrano fühlte sich glücklich. Sie mußte sehr weit zurückdenken, um sich erinnern zu können, wann sie dieses Glücksgefühl zum letztenmal so intensiv erlebt hatte. Sie wußte genau, daß sich in dieser Nacht etwas ändern würde. Und zwar nicht nur irgend etwas, sondern möglicherweise - nein, bestimmt sogar - ihr gesamtes Leben. Das Schicksal hatte sie und ihre Schwester dazu ausersehen, in Welten hineinzuschauen, die sehr fremd waren, deren Tore für sie aber weit offenstanden. Beide würden mit Vorgängen in Berührung kommen, von denen andere Menschen nicht mal träumten und sie auch nicht einordnen konnten.

Bei ihnen aber war es anders. Sie waren aus der Masse hervorgehoben worden, sie würden jubeln können, und sie waren so etwas wie ein Katalysator für das Fremde.

Herrlich, wunderbar, so hatte ihr Leben endlich einen richtigen Sinn bekommen.

Die Frau stand noch immer am Fenster. Daß es kalt war, störte sie

nicht.

Die Hitze in ihrem Innern glich alles andere aus. Amanda sah auch nicht mehr so aus wie sonst. Das Haar hatte sie gelöst und ließ es lang bis auf ihre Schultern fließen. Der neue Schnitt machte ihr Gesicht weicher, und in ihren Augen stand ein Leuchten, als würde sie einen Geliebten erwarten.

Irgendwo stimmte der Vergleich auch. Zwar sah sie den Vampir nicht als ihren Geliebten an, viel fehlte aber nicht. Er war etwas Außergewöhnliches, etwas Wunderbares, ein Geschöpf, wie es nur eine dämonische Laune der Natur herstellen konnte, und für die Frau am Fenster gab es keinen Grund, sich davor zu fürchten.

Nein, das auf keinen Fall. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker wurde ihre Erwartung. Was sollten die Blutsauger noch länger unter den Steinen liegen und schmachten? Die Welt wartete auf sie, denn die Welt war für sie prall gefüllt mit frischer, flüssiger Nahrung.

Das Licht hatte sie nicht eingeschaltet. Sie wollte nicht im Hellen stehen, denn schon als normaler Mensch fühlte sich Amanda als Teil der Finsternis. Es machte ihr einfach Spaß, in die Dunkelheit und auch gegen den Himmel zu schauen, wo der Mond als blasser Wächter stand und die Erde beobachtete.

Ein Kraftspender für alles, was nicht lebte und trotzdem irgendwo mit Leben erfüllt war und deshalb auch existieren konnte. In der Höhe war der Wind stärker. Er trieb keine dicken Wolken über den Himmel, sondern nur mehr Schleier, die sich auch hin und wieder gegen die Mondscheibe drückten und dem Erdtrabanten ein verschwommenes Aussehen gaben. Das Bild, das die Natur ihr bot, war düster, aber Amanda empfand es gleichzeitig auch als geheimnisvoll und prall gefüllt mit einem Leben, zu dem ihr bisher der Kontakt versagt geblieben war.

Zwar hörte sie die Tritte im Flur, aber sie achtete nicht darauf. Es konnte nur ihre Schwester sein, die nach oben gekommen war. Wenig später wurde die Tür aufgestoßen. Auch jetzt drehte sich Amanda nicht um.

»Du bist noch immer hier?«

»Wie du siehst.«

Olivia schloß die Tür. »Und was hält dich am Fenster oder zieht dich dort so magisch an?«

»Ich warte.«

Olivia sprach erst, als sie dicht neben ihre Schwester getreten war. »Ja, du wartest, aber bis du auch sicher, daß derjenige hier erscheinen wird?«

»Ganz sicher.«

»Keine Furcht?«

»Nein.«

»Aber ich!«

Amanda ließ einige Zeit vergehen, dann lachte sie. »Du hast Furcht? Warum denn?«

»Ich kann es dir nicht erklären, aber es ist so. Ich habe Furcht, denn ich fühle, daß sich unser beider Leben ändern wird.«

»Hoffentlich!« stieß Amanda hervor. »Hoffentlich wird es sich ändern, Schwester.«

Olivia antwortete nicht. Eine derartige Antwort hätte sie nicht erwartet.

»Meine Güte«, flüsterte sie nach einer Weile. »Wie kannst du nur so etwas sagen, Amanda? Bist du denn nur unzufrieden gewesen mit deinem Dasein?«

»Wenn ich jetzt darüber nachdenke, schon.«

»Was war denn so schlimm?«

Amanda umklammerte mit beiden Händen die innere Kante des Fensterbretts. »Die Langeweile, Olivia, die war so schlimm. Ob du es glaubst oder nicht, ich habe beinahe darum gebetet, daß etwas passiert. Daß ein Ereignis eintritt, um mich aus diesem Trott hervorzuholen. Wir haben in den Tag hineingelebt, wir haben nicht viel gebraucht, wir haben unsere Berufe aufgegeben und leben von dem, was uns die Eltern hinterließen, und wir hätten davon auch noch einige Jahre weiterleben können. Das alles ist richtig, das mag auch für manche Menschen wunderbar sein, aber nicht mehr für mich, Olivia. Ich wollte mehr, ich wollte vor allen Dingen etwas anderes, wenn du verstehst.«

Olivia legte eine Hand auf die Schulter ihrer Schwester. »Nicht so direkt Amanda, aber ich kann es schon begreifen. Du bist eben nicht so wie ich, wäre auch schlimm.«

Amanda Serrano lachte leise. »So darfst du das auch nicht sehen, aber wir sollten froh sein, daß uns diese Nacht den entscheidenden Kick geben wird.«

»Nun ja, ich kann nichts dagegen haben, aber von den - ahm anderen ist noch niemand gekommen?«

»Nein, aber sie sind unterwegs.«

»Das weißt du?«

»Ich spüre es.« Amanda nickte ins Freie hin. »Es kommt etwas auf uns zu, Olivia. Es ist noch nicht da, aber es ist auch nicht weit entfernt, das kannst du mir glauben. Ich habe eine Antenne dafür, und du wirst erleben, daß wir nicht mehr lange zu warten brauchen.«

»Bist du nicht müde?«

»Nein, warum das denn?«

»Sonst hätte ich Kaffee gekocht.«

»Das kannst du trotzdem.«

»Gut, aber später.«

»Was hast du vor?«
»Ich wollte noch nach unserem Gefangenen schauen.«
Amanda hob die Schultern. »Warum denn? Er ist in dem Verlies gut aufgehoben.«
Olivia schaute zu Boden. »Da hast du im Prinzip recht. Ja, das stimmt sogar. Dennoch traue ich ihm nicht. Ich habe einfach das Gefühl, daß etwas nicht stimmt. Ich habe ihn nicht als einen ängstlichen Menschen erlebt. Er wird alles versuchen, er ist zudem ein guter Polizist. Das spürt man, zumindest ich.«
»Du hast doch noch seine Waffe?«
»Aber sicher.«
»Zur Not kannst du ihn erschießen.«
Olivia schwieg.
»Traust du dich nicht?«
»Davon einmal abgesehen, Amanda. Wolltest du ihn nicht deinen Freunden überlassen?«
Sie lachte. »Meine Freunde sind bald auch deine Freunde. Damit mußt du dich abfinden, denn…« Mitten im Satz schwieg sie und hob langsam den rechten Arm an.
»Was ist denn?«
»Schau, Olivia!« zischelte Amanda. »Schau nach draußen. Sieh nach vorn, da sind die Gestalten. Himmel, sie sind da. Sie sind tatsächlich gekommen.« Amanda preßte ihre Hände zusammen und drückte sie gegen die Brust. »Meine Güte, ich kann es kaum fassen. Ich weiß einfach nicht, was ich noch glauben soll. Sie sind - verdammt, sie haben uns nicht im Stich gelassen.«
Olivia hörte kaum hin, sie starrte in die Finsternis hinein und suchte nach irgendwelchen Bewegungen. Noch konnte sie nichts erkennen, die Dunkelheit klebte am Boden fest, sie wirkte wie eine starre Wand.
Nicht überall!
Plötzlich mußte auch Olivia erkennen, daß ihre Schwester recht gehabt hatte.
Da bewegte sich tatsächlich etwas durch die Dunkelheit. Es war nicht nur eine Gestalt, es waren gleich drei von ihnen, die sich dem Haus näherten.
»Da sind sie!« hauchte Amanda. »Wunderbar, sie haben das Versprechen gehalten.«
Olivia konnte die Euphorie ihrer Schwester nicht teilen. Sie wußte ebenfalls, daß diese Nacht entscheidend werden würde, aber eine völlige Änderung ihres Daseins wollte sie nicht hinnehmen. Vampire waren keine Menschen, sondern lebende Tote, und sie würden sich deshalb auch nicht benehmen wie Menschen, sondern unberechenbar sein auf der Suche nach Blut.
Sie hatte nicht gesehen, daß sie von Amanda beobachtet worden war,

und sie hörte die Frage ihrer Schwester. »Du freust dich nicht - oder?«
»Nein.«
»Hast du Angst?« Olivia nickte.
»Du brauchst keine Angst zu haben. Sie werden uns nichts tun, denn sie brauchen uns. Du weißt, was uns damals der Besucher gesagt hat? Erinnerst du dich noch?«
»Ja, diese Gestalt mit dem Buchstaben auf der Stirn.«
»Genau, sie hat die Veränderung schon angekündigt. Deshalb werden wir sie ins Haus lassen und uns mit ihnen freuen.«
Olivia schwieg. Sie trat vom Fenster weg. Den Kopf hielt sie gesenkt wie eine Büßerin.
Ganz anders Amanda. Sie lehnte sich vor und stützte sich auf der schmalen Fensterbank an.
Die drei Fremden waren nicht mehr da!
Irritiert verzog sie ihr Gesicht. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie war davon überzeugt gewesen, daß die Gestalten an der Haustür erscheinen würden und…
Doch, da sah sie einen von ihnen. Er befand sich dicht an der Hauswand, und Amanda hatte sich schon weit vorbeugen müssen, um ihn überhaupt zu sehen.
Er stand dort, wo sich ein Kellerfenster befand, und der hatte sich gebückt, um in den Raum hineinschauen zu können. Die beiden Frauen hielten dort ihren unwillkommenen Gast gefangen, und wenn der Vampir ihn sah und auch dessen Blut roch, würde er um so lieber ins Haus kommen.
Amanda wandte sich vom Fenster ab. Sie drehte sich zackig um. Olivia stand an der Tür. Obwohl kein Licht brannte, war zu sehen, daß sie zitterte.
Gelassen schloß Amanda das Fenster. Dann nickte sie. »So, wir können gehen.«
»Muß ich mit?«
»Ja, du gehst mit!« Es klang wie ein Befehl.
»Und was geschieht dann?«
»Wir lassen sie rein.«
»So wird es wohl sein«, flüsterte Olivia, die den Kopf senkte und sich umdrehte. Sie betrat als erste den Flur, in dem nur ein schwaches Licht brannte. Amanda hatte die Birnen ausgewechselt. Sie wußte, daß Vampire nicht unbedingt scharf auf helles Licht waren, und sie wollte es ihnen so angenehm wie möglich machen.
Auf dem Weg zur Treppe überholte sie ihre Schwester, drehte sich kurz um und sagte lächelnd. »Freu dich doch…«
»Ich versuche es.« Die Antwort klang nicht eben überzeugend.
Gemeinsam gingen die Schwestern die Treppe hin nach unten, wo sich auch die Haustür befand. Noch hatte sich dort nichts getan. Kein

Fremder hatte geschellt. Es blieb ruhig, aber sie wußten beide, daß die unheimlichen Gäste nur auf den Einlaß warteten, was auch zu hören war, denn die schlugen von außen gegen die Tür.

Die dumpfen Laute hallten den Frauen entgegen. Amanda beschleunigte ihre Schritte, während Olivia im Hintergrund der geräumigen Diele zurückblieb.

Früher hätte sie gebetet, heute fehlten ihr einfach die Worte, um ein Gebet zu sprechen.

Amanda Serrano hatte die Tür erreicht. Sie öffnete sie nicht vorsichtig, sondern mit einem Ruck.

Drei unheimliche Gestalten mit Hüten auf den Köpfen standen ihr gegenüber.

»Kommt«, flüsterte sie, »kommt endlich herein…«

Die drei Vampire betraten das Haus…

***

Shao und Suko hatten die kleine Stadt Tiptree ohne große Schwierigkeiten erreicht. Sie fuhren durch einen Ort, der in eine abendliche Ruhe eingehüllt worden war. Nur wenige Menschen befanden sich im Freien, auch die Anzahl der Fahrzeuge hielt sich in Grenzen. Bei dieser Witterung ging man lieber nicht hinaus.

»Und wie geht es weiter?« fragte Shao. »Wie willst du das Haus der Schwestern finden? Wir sollten jemanden fragen, der sich auskennt. Die Polizei wäre am besten.«

»Unter anderem«, erwiderte Suko, ging vom Gas und traf Anstalten, an den Bordstein heranzufahren.

»He, was ist los? Ich sehe hier keine Polizeistation.«

»Das ist auch nicht nötig, meine Liebe.« Suko lächelte ihr zu. »Sieh ebenfalls nach links, dann wirst du erkennen, was ich meine.«

Shao tat es, aber sie kam nicht damit zurecht. »Was meinst du denn nun, Suko?«

»Die WOK-Reklame dort.«

»Ach, das gelbe Schild.«

»Genau.«

Shao lächelte. »Ich weiß Bescheid.« Zugleich mit Suko stieg sie aus dem BMW, mit dem sie Suko auch hatte abholen wollen. Der Inspektor schloß und ging neben Shao her, die sich schon auf dem Weg zu diesem chinesischen Schnellimbiß mit dem Namen WOK befand.

Er war in einer freiliegenden Einfahrt untergebracht. Nebenan befand sich ein Geschöpf, das Fahrräder und entsprechendes Zubehör verkaufte.

»So«, sagte Suko, »dann wollen wir mal schauen.« Er öffnete die Tür links neben dem Schalter für den Straßenverkauf.

Sie betraten einen überheizten Raum, in dem es nach irgendwelchen Gewürzen und Soßen roch. Aus der freiliegenden Küche strömten die Gerüche ebenso wie die mächtigen Dampfwolken, die sich über der Bratplatte verteilten. Ein dicker, fast kahlköpfiger Chinese kochte und briet, während eine zierliche Frau für das Spülen und Kassieren zuständig war. Im Hintergrund standen drei Tische mit Stühlen. Ein Tisch nur war besetzt. Dort hockten Jugendliche und aßen geräuschvoll ihre Frühlingsrollen.

»Oh, fremder Besuch«, sagte der Koch. Er wischte sich die Hände an der Schürze ab und schaute die neuen Gäste an. »Was darf es denn aus meiner Küche sein?«

»Wir hätten eine Frage.«

»Ihr wollt eine Antwort.«

»Wenn möglich - ja.«

Der Koch deutete eine Verneigung an. »Wenn fremde Vettern kommen, bin ich ihnen gern behilflich.«

»Das hatte ich mir gedacht«, sagte Suko, »deshalb haben wir auch hier angehalten.«

»Um wen geht es?«

»Nicht um einen unserer Vettern. Wir suchen zwei Frauen, die hier in der Nähe leben sollen. Sie heißen Serrano und sind Geschwister.«

»Ah - die beiden.«

»Du kennst sie?«

»Ja, man kennt sie hier, aber sie haben mich noch nicht besucht.«

»Wie kommen wir zu ihnen?«

»Das ist einfach.« Der dicke Koch lächelte, und die kleine Frau lächelte ebenfalls. »Ich werde es euch aufzeichnen.« Er holte einen Zettel und einen Bleistift.

Am Tisch drehte sich jemand um. Suko hörte zuerst das Lachen, dann sah er das picklige Gesicht eines weißblonden und sehr kompakten Jugendlichen auf sich gerichtet. »Was wollt ihr denn von den beiden alten Printen? Die sind doch schon eingetrocknet.« Da die anderen lachten, konnte sich Suko Zeit mit der Antwort lassen.

»Nur besuchen, mehr nicht.«

»Ach ja?«

»Glaub es mir.«

»So, hier ist die Beschreibung.« Der Koch reichte Suko den Zettel rüber.

»Danke sehr.«

Gleichzeitig zischelte Shao. »Gib acht.«

Suko schaute hoch. Der Pickelknabe war aufgestanden und kam schaukelnd auf sie zu. Die anderen drei blieben hocken, grinsten aber breit. Sie freuten sich auf eine Abwechslung in der Einöde ihrer Langeweile, und auch das Pickelgesicht war soweit. »He, ich will jetzt

wissen, was ihr von den beiden Weibern wollt?«

»Sie besuchen«, erwiderte Suko geduldig.

»Da können wir ja mitfahren.«

»Lieber nicht.« Suko steckte den Zettel ein und nickte dem Koch dankend zu.

Das Pickelgesicht ärgerte sich wegen der Mißachtung seiner Person.

»Gut, du kannst fahren, aber laß uns deine Kleine hier. Hol sie dir später wieder ab.« Er legte Shao die Hand mit den schmutzigen Fingernägeln auf die Schulter, und sein Grinsen sagte alles.

Eine Sekunde später grinste er nicht mehr. Da hatte Shao zugeschlagen.

Man hörte nur ein Klatschen, als ihre Hand links und rechts gegen die Pickelwangen des Knaben donnerte, der heulend zurückwich und Glück hatte, daß er sich auf einen Stuhl und nicht daneben setzte. Die Wangen waren rot angelaufen, sogar Tränen schimmerten in seinen Augen, und alle hörten das leise Lachen des Kochs.

»Ja, ja«, sagte er dann. »So geht es Rocky immer, wenn er eine zu große Klappe hat.«

»Manchen Typen muß man eben hart antworten«, sagte Shao und wandte sich zum Gehen.

»Viel Glück!« rief ihnen der Koch nach, und die kleine Frau neben ihm lächelte noch immer.

Rockys Freunde griffen nicht ein. Sie ahnten, daß sie den kürzeren ziehen würden, und deshalb ließen sie die Gäste auch friedlich gehen.

»Manche lernen es eben nie«, sagte Shao, als sie auf dem Gehsteig standen.

»Solche Typen wird es immer geben, was willst du machen?« Sie stiegen in den BMW.

»Ist es noch weit?« fragte Shao.

»Bestimmt nicht.« Im Licht der Innenleuchte schauten sie sich den Zettel gemeinsam an und stellten fest, daß sie durch den Ort fahren mußten und dabei ein Möbelhaus passierten. Danach ging es dann einige Yards weiter rechts ab in die Einsamkeit einer flachen Landschaft. Die Straße allerdings führte nicht am Haus vorbei. Um dorthin zu gelangen, mußten sie über einen Feldweg fahren.

»Das werden wir finden«, sagte Shao. »Ich denke schon.«

»Und was noch?«

Suko ließ den Motor an. »Frag mich das bitte, wenn wir die Schwestern erreicht haben…«

***

Sie brachten den Geruch von Tod, Verwesung und altem Fleisch oder vermoderter Haut mit. So jedenfalls dachte Olivia Serrano und schaute zitternd zu, wie sich die drei Gestalten in den Flur schoben, wobei sie

sich dicht hinter der Tür aufbauten, als wollten sie die beiden Frauen in die Zange nehmen.

Amanda schloß die Tür. Auch sie machte jetzt nicht den sichersten Eindruck. Sie bewegte sich ganz anders, sie war etwas verlegen. Sie wußte nicht so recht, wohin sie schauen sollte, und auch die Vampire trafen keine Anstalten, um einen Kontakt aufzunehmen.

Es brannte nur ein Licht. Die kleine Lampe mit dem bunten Schirm stand auf einer schmalen Anrichte, und dieses Licht war so dünn, daß es die Blutsauger nicht störte.

Keiner traf Anstalten, seinen Hut vom Kopf zu nehmen. So lag ein Großteil der Gesichter im Schatten, und den beiden Frauen war es auch noch nicht gelungen, den Beweis dafür zu sehen, daß die drei Wesen zu den Vampiren zählten, denn ihre Lippen blieben geschlossen.

Olivia atmete schwer. Sie schwitzte, und sie wußte, daß sie so leicht keine Ruhe finden würde. Dazu waren die Gestalten einfach zu absurd und unrealistisch.

Trotzdem waren sie da.

Beide Schwestern erlebten die Wirklichkeit, die eine schlimm, die andere nicht.

Noch blieben die unheimlichen Gäste ruhig. Sie standen abwartend da und beobachteten. Sehr gut hätten sie auch als Drillinge durchgehen können, denn in der Kleidung unterschieden sie sich in nichts voneinander. Die langen Mäntel, die Hüte und die bleichen Gesichter darunter, die im Schummer licht auch irgendwie gleich wirkten.

Sie warteten ab, sondierten. Die Haustür stand nicht mehr offen. Wenn sie verschwinden wollten, dann sicher über einen anderen Weg, dachte Olivia.

Einer löste die Starre. Er ging vor. Und er schlug ausgerechnet die Richtung ein, in der auch Olivia stand. Sie sah es genau und wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Die Bedrohung war in den letzten Sekunden schon vorhanden gewesen, doch nicht so dicht und beängstigend wie jetzt, denn der Blutsauger traf keinerlei Anstalten, seine Richtung zu ändern. Er blieb in einer Linie, und er kam Olivia plötzlich vor wie ein Riese. Sie jedenfalls fühlte sich klein und schmächtig.

Dann stand er vor ihr.

Aus dem Hintergrund hörte sie Amandas Stimme. »Keine Furcht, Schwesterherz, er wird dir nichts tun. Ich bin bei dir. Du mußt dich daran gewöhnen, daß sie ab heute zu uns gehören und unsere Gäste sind. Es ist für uns nicht schlimm. Nimm sie einfach, wie sie sind. Du mußt sie als unsere Leibwächter sehen. Sie werden immer wieder zu uns zurückkehren, wenn ihre Einsätze vorbei sind. So ist es gesagt und

versprochen worden. Denk doch daran.«

»Ich kann nicht«, hauchte Olivia.

»Du mußt aber!«

Olivia konnte nichts mehr sagen. Vielleicht deshalb nicht, weil der Vampir seinen rechten Arm angehoben hatte, ihn allmählich senkte und ihn dabei auch vorstreckte.

Die Schulter der furchtstarren Frau war sein Ziel. Auf sie legte er seine Hand nieder.

Olivia spürte den Druck. Sie hatte das Gefühl, gleichzeitig zu Eisen und zu Eis zu werden. Es kostete sie Mühe, normal stehen zu bleiben und nicht in die Knie zu sinken. Vor ihren Augen schwindelte alles, sie hörte sich selbst jammern und atmen, und sie merkte, wie sich die Hand von ihrer Schulter löste und über das Gesicht wanderte.

Wenig später drückten die Finger zu.

Kalt wie Graberde waren sie. Olivia fror plötzlich und zitterte wie Blattwerk, das vom Wind gestreift wurde. Sie war nicht mehr in der Lage, etwas zu sagen. Sie hatte auch den Eindruck, nicht mehr atmen zu können, alles in ihr war verkrampft und hatte sich verzogen. Ihr Körper war von Kopf bis Fuß steif, aber es gelang ihr nicht, die Augen vor dem Elend zu schließen, in dem sie sich gefangen fühlte.

Er stand vor ihr!

Er hatte den Kopf gesenkt und starrte sie an.

Olivia sah seine Augen unterhalb der Hutkrempe. Es waren keine menschlichen Augen, auch wenn er ein menschliches Gesicht hatte. Es waren die Augen eines Tiers, nein, nicht das einmal, denn auch ein Tier hatte einen gewissen Ausdruck. Sie kannte das von Hunden her. Diese Augen waren einfach gar nichts. Sie waren nur da, und sie waren so schrecklich anders, so kalt, leer, nicht mal Gier stand darin.

Das Zucken der Lippen lenkte Olivia ab. Sie konnte nicht anders und mußte auf den Mund schauen, der sich langsam öffnete. Er nahm in den folgenden Sekunden an Breite zu. Die Oberlippe wurde zurückgezogen.

Olivia hatte den Eindruck, angegrinst zu werden, das aber hatte der Wiedergänger nicht vor. Er wollte ihr nur beweisen, zu welcher Sorte Schwarzblüter er zählte, denn Olivia sah plötzlich die beiden spitzen Hauer.

Sie wunderte sich zunächst darüber, daß sie nicht bis in die Tiefen ihrer Seele erschrak. Wahrscheinlich war das nicht mehr möglich, da sie schon zuviel durchgemacht hatte. Aber sie sah die beiden Zähne und mußte sich trotzdem noch darüber klarwerden, daß sie keinen Film oder ein Schauspiel erlebte, sondern inmitten der Realität ihren Platz gefunden hatte.

Er will dein Blut! schrie es in ihr. Er will dein Blut, nichts anderes!

Amanda schien ihre Gedanken aufgefangen zu haben, weshalb sonst

hätte sie die beruhigenden Worte sprechen sollen? »Du brauchst dich nicht zu fürchten, Schwester. Er will dein Blut nicht, er will dir nur zeigen, wie mächtig er ist. Er braucht Blut, er wird es auch bekommen, aber er wird es sich von einem anderen holen.«

»Ja! Ja!« stieß sie hervor.

»Denk an unseren Gast.«

Olivia nickte.

»Du wirst ihm den Weg zeigen, Olivia, obwohl er ihn sicherlich von allein finden wird. Es ist aber besser, wenn du mit ihm gehst, schon deshalb, um deine Furcht zu überwinden. Führe ihn in den Keller, denn er weiß, daß dort jemand auf ihn wartet.«

»Und dann?«

Amanda lachte. »Wirst du ihn mit diesem verdammten Polizisten allein lassen? Wir werden später nachschauen, was aus ihm geworden ist. Wahrscheinlich sind dann aus unseren Drillingen Vierlinge geworden, aber das wird sich noch alles herausstellen. Geh jetzt!«

»Du meinst wirklich…?«

»Ja!«

Olivia wußte, daß sich die Zeiten verändert hatten. Früher war sie diejenige gewesen, die realistisch gedacht hatte und immer bestimmen konnte. Nun hatte Amanda die Initiative übernommen, sie führte jetzt das Regime, und sie stand den Blutsaugern auch wie eine Freundin gegenüber, was Olivia nicht begriff.

Sie bewegte sich nach links, und der Blutsauger ließ es zu. Allerdings beobachtete er sie. Jede ihrer Bewegungen stand unter seiner Kontrolle.

Ihr war klar, daß er sofort anders handeln würde, wenn er sich reingelegt fühlte.

Olivia Serrano ging vor. Die Füße schienen am Boden zu kleben. Selten war ihr ein Weg so schwergefallen, abgesehen von dem, als ihre Eltern beerdigt wurden. Sie lagen in einem Doppelgrab, denn sie waren auch gemeinsam gestorben.

Das Haus war für zwei Personen zwar groß, aber nicht zu groß für weite Wege. Auch die Distanz zur Kellertür konnte mit wenigen Schritten zurückgelegt werden.

Olivia wußte, daß sich die Gestalt dicht hinter ihr befand. Nur hörte sie nur deren Schritte, keinen Atem, und ihr fiel ein, daß Vampire und ähnliche Wesen ja nicht zu atmen brauchten.

An der Wand rechts von ihr befand sich ein Spiegel. Olivia ging daran vorbei, sah sich auch selbst in der Fläche und entdeckte dabei, wie schlecht sie eigentlich aussah. Schon jetzt erinnerte die Farbe ihrer Gesichtshaut an die einer Leiche, und der des Vampirs stand sie kaum nach.

Olivia passierte den Spiegel, der Vampir ebenfalls. Nur konnte sie

sein Bild darin nicht sehen.
Und wieder erfüllte sich somit eine alte Legende oder ein Dogma für sie.
Vampire haben kein Spiegelbild. Ihr war dies drastisch vor Augen geführt worden. Weshalb ihr Herz wieder schneller klopfte, konnte sie nicht sagen, es mochte daran liegen, daß die Kellertür zum Greifen nahe vor ihr lag und sie bei dem nächsten Schritt die Tür erreicht hatte.
Sie bewegte den rechten Arm. Unter der feuchten Handfläche spürte sie bald das kühle Metall der Klinke, was Olivia wieder an die Berührung der Vampirhand denken ließ.
Sie öffnete die Tür vorsichtig und mußte selbst etwas zurückgehen, um der sich nach außen zu öffnenden Tür Platz zu schaffen.
Vor ihr lag die Treppe.
Ein düsterer, in die Tiefe des feuchten Kellers führender Schacht. Das Haus lag eben in einem Feuchtgebiet, was sich besonders in den Kellerräumen niederschlug.
»Du kannst das Licht ruhig einschalten!« meldete sich Amanda aus dem Hintergrund. »Es wird unseren Freund nicht stören, denke ich…«
Sie hatte Freund gesagt. Beinahe hätte Olivia gelacht. Dazu war die Lage zu ernst. Der Schalter lag etwas hoch und an der rechten Wandseite. Schon beim ersten Hinfassen hatte sie in gefunden, es war nicht mehr als ein Routinegriff.
Sie hörte das »Klick«, dann leuchtete eine Deckenlampe am Ende der Treppe auf. Der Schmutz und die Spinnweben hatten das Glas dunkel werden lassen, aber der Schein reichte noch aus, um die Stufen zu erkennen, die in die Tiefe führten.
Olivia kannte die Treppe. Dennoch mußte sie immer achtgeben, wenn sie in den Keller schritt. Sie waren auch an einigen Stellen ziemlich glatt, und das Geländer an der rechten Seite war am unteren Rand mit einem Rostfilm beklebt.
Sie stellte sich die schlimmsten Bilder vor. Der Polizist und der Blutsauger standen im Mittelpunkt. Auch wenn jemand bei Scotland Yard arbeitete, gegen einen Vampir hatte er nicht den Hauch einer Chance, vor allen Dingen dann nicht, wenn ihm die Waffe weggenommen worden war. Der leichte Druck in ihrem Rücken bewies Olivia, daß sie die Beretta trug.
Für einen Moment zuckte ihr ein Gedanke durch den Kopf. Sollte sie die Pistole ziehen und auf den Blutsauger schießen?
Es wäre eine Möglichkeit, nein, es wäre keine Chance gewesen.
Vampire konnten nicht mit Kugeln bekämpft werden, das wußte selbst sie. Da gab es andere Waffen, Eichenpflöcke zum Beispiel, geweihte Kreuze, Knoblauch, all die alten, legendären Hilfsmittel schössen ihr durch den Kopf, und sie schüttelte Sich, als würde

Eiswasser über ihren Rücken rinnen.

Die Treppe lag hinter ihr. Die Frau ging rasch einen Schritt vor und hörte, daß auch der Blutsauger die Treppe verlassen hatte. Das Verlies des Mannes lag an der linken Seite. Bis zur Tür waren es nur wenige Schritte. Die Zeit würde kurz werden, und sie hörte hinter sich ein schreckliches Hecheln und vielleicht auch Schmatzen. So äußerte sich die Gier des Untoten nach frischem Menschenblut.

Nein, dieser Sinclair würde nicht den Hauch einer Überlebenschance haben.

Vor der Tür blieb sie stehen, drehte sich um, und wollte sich ducken. Es war zu spät. Der seitlich geführte Schlag des Vampirs traf sie am Hals und schleuderte sie bis gegen die andere Wand.

Er war gierig, er konnte sich nicht mehr halten, das Blut des Menschen lockte ihn mit all seiner Frische, und er zerrte mit einer wütenden Bewegung den schweren Außenriegel der Tür zurück…

***

Die Vampire waren da!

Ich hatte zwar nur einen gesehen, aber Sergio hatte von dreien gesprochen, und ich rechnete deshalb damit, auch bald Besuch von drei Blutsaugern zu bekommen.

Darauf wollte ich mich einrichten.

Von was müßte ich ausgehen? Zunächst einmal davon, daß die Vampire lange in ihren Gräbern oder wo auch immer gelegen hatten, deshalb ausgetrocknet waren und nach frischem Blut lechzten. Sie würden keine Rücksicht kennen, wobei sich die Frage stellte, ob das auch für die Schwestern Serrano galt.

Da war ich sehr unsicher. Aber Blut brauchten die Untoten, und eigentlich gab es nur einen, an dem sie ihren Durst stillen konnten.

Dieser eine war ich.

Für mich war es nicht nur der Glaube, sondern schon ein Wissen. Eine Summe zahlreicher Erfahrungen, und deshalb würde ich mich auf sie vorbereiten.

Das Verhältnis drei gegen einen war zwar nicht ideal, aber ich hatte einen Vorteil. Die Schwestern waren bei meiner Durchsuchung nur auf die Waffe fixiert gewesen, an das Kreuz hatten sie nicht gedacht, es vielleicht auch übersehen, sie waren ja keine Profis, und dieser Talisman verschaffte mir einen großen Vorteil.

Wie immer, wenn ich schnell an diese »Waffe« heran wollte, nahm ich sie von ihrem Platz an meiner Brust weg und steckte das Kreuz in die Tasche. Ein schneller Griff, und ich hatte es im Freien.

Über meine Fitneß brauchte ich mich nicht beklagen. Ich selbst bin wieder okay. Die Bewegungen waren geschmeidig, auch der Kopf war klar, ich würde zurechtkommen.

In den letzten Minuten hatte ich mich still verhalten und war stets nahe der Tür gewesen.

Geräusche hatte ich leider nicht vernommen, aber ich ging davon aus, daß die Serrano-Schwestern längst ihren Besuch bekommen hatten. Ein paarmal hatte ich aus dem Fenster geschaut, aber nichts mehr gesehen.

Selbst unternehmen konnte ich nichts, die andere Seite mußte agieren, und sie würde es tun, dafür war die Gier zu stark.

Ich hatte mir einen guten Platz ausgesucht, denn ich stand nahe der Tür.

Allerdings im toten Winkel, so daß mich eine eintretende Person nicht sofort entdecken konnte. Hinzu kam die Dunkelheit, bis plötzlich eine fahle Helligkeit in den stockfinsteren Kellerraum sickerte.

Jemand hatte im Flur draußen eine Lampe leuchten lassen. Das Licht war fast trüb, und es zeichnete dennoch alle Türspalten nach.

Sie kamen.

Und wenig später hörte ich sie. Tritte. Mindestens von zwei Personen und auch unterschiedlich, so daß ich daraus gewisse Folgerungen ableitete.

Einmal konnten die Trittgeräusche von einer Frau und zum anderen von einem Mann hinterlassen worden sein. Eine der Serrano-Schwestern, die einen Vampir brachte. Sie diente als Führung und zeigte ihm den Weg in den Keller und damit auch zum Blut.

Ein kaltes Lächeln umspielte meine Lippen. So hatten wir nicht gewettet.

Ich würde dagegenhalten, das stand fest. Mit meinem Platz war ich sehr zufrieden. Wenn jemand die Tür öffnete, deckte sie mich, und ich glaubte, auch nicht daran, daß sie mit großer Wucht aufgehämmert wurde. Dann nämlich hätte sie mich gegen die Wand klatschen können.

Es war wie so oft. Die Tritte verstummten vor der Tür. Stimmen bekam ich nicht zu hören. Ein anderes Geräusch war mir auch lieber. Denn der Riegel außen wurde zur Seite gezerrt, und er fuhr mit einem schabenden Geräusch über das Holz hinweg.

Der Weg zum Blut war frei!

Ein knarrendes Geräusch, dann das Schleifen, als die Tür über den Kellerboden glitt.

Sie schwang auf. Der Schatten glitt auf mich zu. Gleichzeitig bekam das Licht mehr Platz, in den Kellerraum zu fließen, und es glitt hinein wie ein sanfter Schleier. Es ließ den alten Boden glänzen wie die Oberfläche eines geheimnisvollen Teichs, und in den helleren Schleier hinein drängte sich die Gestalt.

Er kam!

Vampire riechen Menschen, das wußte ich. Sie waren da wie

Raubtiere, die ebenfalls eine Witterung aufnehmen, und auch ich würde von dem Blutsauger gerochen werden. Ich hoffte jedoch darauf, daß ihn die fremde Umgebung zunächst ablenkte. Ich wollte auch nicht sofort angreifen, da ich nicht wußte, ob er bewaffnet war.

Die Tür war so weit aufgeschwungen, daß sie zur Wand hin im rechten Winkel stand. Der Eindringling hatte jetzt freie Bahn, und er schob sich weiter vor.

Ich sah ihn.

Er ging nicht einen Schritt.

Im allmählich zerlaufenden Licht wirkte die stillstehende Gestalt wie ein Denkmal, dem jemand einen Hut aufgesetzt hatte. Sehr deutlich war er zu sehen, auch der Mantel, der ziemlich lang war und bis zu den Waden reichte.

Der Blutsauger drehte mir sein Profil zu. Er strömte einen Geruch aus, der mich an feuchte Erde und irgendwie an Humus und Wald erinnerte.

Er hatte mich noch nicht gesehen, aber das Zucken seiner Schultern sagte mir genug.

Ich mußte handeln.

Einen Schritt trat ich nach vorn. Leider nicht geräuschlos, und das leise Schaben wurde gehört.

Der Vampir fuhr herum.

Genau darauf hatte ich gewartet. Als er sich bewegte, war ich bereits auf dem Sprung. Ich flog auf ihn zu, hatte meinen rechten Fuß hochgerissen und traf ihn voll. Schmerzen verspürte ein Wesen wie dieses nicht, aber den plötzlichen Schlag konnte es nicht ausgleichen.

Der Vampir sah aus wie ein zuckender Schatten, als er durch den Lichtschein taumelte und erst von der Wand aufgehalten wurde. Er tickte dagegen, prallte nicht wieder zurück, sondern blieb stehen. Er war ziemlich überrascht, und das hatte auch so sein sollen.

Meine kleine Lampe hatte man mir auch gelassen. In der Rechten das Kreuz, in der Linken die Lampe, so war ich kampfbereit, und ich wollte ihn auch sehen, deshalb richtete ich den Kegel direkt auf das Gesicht unter der Hutkrempe.

In der nächsten Zeit fühlte ich mich irgendwie losgelöst. Da hatte ich den Eindruck, als hätte Suko mit seinem Stab die Zeit angehalten, so zumindest war mir zumute. Ich mußte mich an dieses graue Gesicht mit den starren Zügen und den leblosen Augen erst gewöhnen. Es sah aus wie eine Maske, wohl auch deshalb, weil der Untote den Mund nicht geschlossen hielt, und die beiden spitzen Zähne im Licht der Lampe schimmerten wie Eisstücke.

Er war nicht gefallen, stand allerdings in einer schrägen Haltung und sah aus, als wollte er jeden Augenblick starten. Das Licht schien ihm nicht zu gefallen, denn er schüttelte wütend den Kopf.

Noch weniger gefiel ihm der Abdruck des Kreuzes, der ihn als Schatten erwischte. Ich hatte es in den Strahl der Lampe gehalten, es bildete eben diesen Schatten, der den Untoten irritierte.

Wenig später traf ihn die volle Wucht meines Talismans. Da war ich bei ihm und drückte ihm das Kreuz gegen den Körper. Er fuhr in die Höhe, riß dabei den Mund weit auf, nur schaffte es keinen Schrei mehr.

Noch in seiner krummen Haltung sackte er zusammen. An der Wand schleifte er entlang, fiel zu Boden und trat um sich. Seine Arme bewegten sich ebenso wild wie die Hände. Er riß seinen Hut vom Kopf, und ich sah die dünnen Haare, die flach auf seinem Kopf lagen.

Er röchelte, und sein Gesicht wurde zu einer Maske, die vor meinen Augen zerbrach. Es rieselte, es knirschte leise, es drang aber kein Tropfen Blut hervor. Er hatte noch nichts getrunken, er war leer, aber die alten Gesetze galten auch für ihn.

Der Blutsauger verging. Es blieben graue Reste zurück. Knochig und staubig, halb verwest, eine Haut, die aussah wie ein alter Lappen, der immer mehr zerriß.

Vorbei!

Ich atmete auf und freute mich darüber, endlich wieder einen Sieg errungen zu haben. Die Zeit des Wartens war vorbei, ich hatte wieder aktiv werden können.

Mein Kreuz lächelte mich an, als ich mich umdrehte. Es war sehr leicht gegangen, er war sogar lautlos endgültig gestorben, dies wiederum ließ mich hoffen.

Ich drehte mich um. Jetzt waren die beiden anderen an der Reihe, und auch die Serrano-Schwestern durfte ich nicht vergessen.

Das Kreuz hielt ich noch fest. Die Lampe hatte ich wieder verschwinden lassen, aber ich kam nicht dazu, noch einen Schritt zu gehen, denn plötzlich fauchte mich die Frauenstimme an.

»Wirf es weg!«

***

Ich war wirklich wie vom Donner gerührt und konnte im ersten Augenblick nicht mal atmen. Wie eine Statue oder auch wie ein begossener Pudel stand ich auf dem Fleck, aber die Frauenstimme hatte ich mir nicht eingebildet. Es gab sie tatsächlich, und mir fiel ein, daß ich im Überschwang des Kampfes gegen den Blutsauger die Frau leider vergessen hatte.

Da war nichts zu machen. Die Stimme hatte verdammt entschlossen geklungen.

Die Frau stand an der Tür. Wenn ich mich recht erinnerte, war es Olivia Serrano, und sie hielt mit beiden Händen eine Waffe umklammert, die ich sehr gut kannte, es war meine Beretta.

»Sie also, Olivia.«
»Ja, ich.«
»Diesmal ohne Kaffee, wie?«
»Lassen Sie die Scherze, Sinclair. Ich habe es gesehen, ich habe alles gesehen.«
»Dann wissen Sie ja jetzt Bescheid.«
»Und ob ich Bescheid weiß. Ich denke auch, daß wir Sie unterschätzt haben. Sie sind doch kein einfacher Polizist, denn das kann ich nicht glauben. Nein, das sind Sie nicht. Einfache Polizisten laufen nicht mit Silberkreuzen herum.«
»In der Regel nicht, aber einfache Polizisten jagen auch keine Vampire so wie ich.«
»Das ist jetzt vorbei!« erklärte sie.
»Warum?«
»Weil ich es so will!«
»Hören Sie, Olivia, das hier ist kein Spaß. Vampire sind…«
»Nein!« unterbrach sie mich mit schriller Stimme. »Sie hören zu. Ich will, daß Sie dieses verdammte Kreuz wegwerfen! Ich wußte schon zuvor, daß es für Vampire tödlich ist. Sie haben es mir bewiesen, und ich will nicht, daß unsere Pläne durcheinander geraten.«
»Ihre Pläne?«
»Ja, meine!«
»Wie sehen die aus?«
»Weg mit dem Kreuz!«
Ich zögerte. Es mußte doch eine Möglichkeit geben, diese Frau davon zu überzeugen, daß sie den falschen Weg ging, aber sie ließ sich nicht überzeugen, denn plötzlich schoß sie…

***

Ich war so überrascht, daß ich nicht mal zusammenzuckte. Den Abschußknall hatte ich in diesem engen Raum überdeutlich gehört, und ich hatte noch etwas mitbekommen. Die Kugel war so dicht an meinem Kopf vorbeigeflogen, daß sie an meinen Haaren gezupft hatte. Das war verflucht knapp gewesen, und im Nachhinein bekam ich weiche Knie.
»Nun?« höhnte Olivia.
»Himmel«, flüsterte ich. »Sie hätten treffen können.«
Ihr Lachen klang beinahe kindlich, so sehr freute sie sich. »Ja, stimmt. Ich hätte treffen können. Es war der erste und der letzte Warnschuß, Sinclair. Ich habe bewußt so nahe an Ihnen vorbeigeschossen. Wissen Sie, unser Vater hatte sich nur Söhne gewünscht, ›bekam‹ aber zwei Töchter. Was ihn nicht davon abhielt, seine Töchter in bestimmten Dingen wie Söhne zu erziehen. Er brachte uns unter anderem das Schießen bei. Da wir sehr begabt waren, haben

wir es auch rasch gelernt.«

»Das kann ich bestätigen«, gab ich zu.

»Sehen Sie. Es war also kein Zufall, daß ich so nahe vorbeigeschossen habe. Ich hätte Ihnen auch ein Loch in den Kopf schießen können. Alles ist möglich.«

»Olivia! Olivia! Ist alles in Ordnung?« Die schrille Stimme ihrer Schwester Amanda drang von oben her in den Keller. »Bist du wirklich okay, Olivia?«

»Ja. Mach dir keine Sorgen!«

»Warum hast du geschossen?«

»Unser Freund, der Polizist, hat sich etwas dumm benommen.«

Damit kam Amanda nicht zurecht. Nach einer kurzen Pause, in der mich Olivia weiterhin bedrohte, hörte ich wieder die Stimme der Schwester.

»Was ist denn mit unserem Besucher?«

»Erzähle ich dir später. Bleibt ihr ruhig oben. Ich habe hier alles im Griff.«

Da hatte sie nicht übertrieben. Sie war die Herrin der Szene. Die Waffe lag wie angegossen in ihren Händen, und ein kaltes Lächeln umspielte die Lippen.

»Ich denke, Sie wissen jetzt Bescheid, Sinclair. Meine Forderung steht nach wie vor. Werfen Sie Ihr verdammtes Kreuz weg, sonst gibt es noch Ärger. Oder wollen Sie hier als Toter zurückbleiben?«

Ich runzelte die Stirn. »Was hätten Sie denn sonst für mich gedacht, Olivia?«

»Raten Sie mal…«

»Schon gut. Ich weiß Bescheid.« Mit einer lässigen Bewegung warf ich das Kreuz nach rechts. Funkelnd bewegte es sich dem Boden entgegen, prallte dort auf und blieb liegen.

Es tat mir in der Seele weh, es dort liegen zu sehen, aber es war die einzige Möglichkeit, mich vorerst vor dieser schießwütigen Frau zu retten.

Sie war zufrieden, wie ich ihrem Nicken entnahm. Dann wechselte sie ihren Standplatz, trat zur Seite und gab mir den Weg zur Tür frei. »Sie werden jetzt die Arme heben und dieses Verlies verlassen, Sinclair. Bei einer dummen oder falschen Bewegung schieße ich und töte Sie auf der Stelle.«

»Das wird Ihren neuen Freunden bestimmt nicht gefallen!«

»Mag sein. Aber mir ist in diesem Fall der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach!«

»Das ist schon wahr.«

»Dann gehen Sie jetzt!«

Olivia Serrano wußte genau, wie man sich bewegte und sich hinstellte, um jemanden in Schach zu halten. Die offene Tür befand

sich in ihrem Rücken. Sie hatte sie mit dem Fuß noch ein wenig zurückgetreten, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben. All diese Handlungen ließen auf ein gewisses Profitum schließen. Ich konnte mir die Frage nicht verkneifen, woher sie das alles gelernt hatte.

»Nur der Vater, Sinclair.«

»Dann war er etwas Besonderes.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Was denn?« Ich hielt die Hände oben und war stehengeblieben, wogegen sie auch nichts einzuwenden hatte. »Was hatte er so Besonderes an sich, außer, daß er Ihnen und Ihrer Schwester das Schießen beigebracht hat?«

»Wir wollten es nicht, aber wir haben auch gehört, daß wir irgendwann einmal in extreme Situationen hineingeraten können. Da war der alte Herr sehr weitsichtig.«

»Normal ist das nicht.«

»Da gebe ich Ihnen recht.« Sie lächelte etwas verklärt, da sie sich erinnerte. »Es ist nicht normal, aber unser Vater gehörte zur Organisation, wenn Sie verstehen.«

Meine Augenbrauen bewegten sich nach oben. »Meinen Sie damit die Mafia?«

»Sie können es so sagen.«

»Was war er?«

»Keine Ahnung. Bis zu seinem Tod hat er es geheimgehalten. Meine Mutter starb ebenfalls. Manche Leute haben es für einen Unfall gehalten. Ich bin da anderer Meinung, aber das ist vorbei. Zurück bleibt die Erinnerung an Menschen, die meine Schwester und ich sehr geliebt haben. So, jetzt wissen Sie einiges.«

»Danke sehr.«

»Lassen Sie Ihren Spott, Sinclair. Sie werden Bald ganz anders denken.«

Das nahm ich ihr sogar ab, und als ich ihr Nicken sah, bewegte ich mich über die Schwelle hinweg. Ich hatte erlebt, wie gut sie schießen konnte.

Deshalb mußte ich auch damit rechnen, daß eine Frau wie sie alle Tricks beherrschte. Sie würde zum Beispiel nicht den Fehler begehen und zu nahe an mich herantreten. Sie kannte die Regeln. Wer einen Menschen mit der Waffe bedrohte, mußte einen bestimmten Abstand halten.

Ich hörte ihre Tritte. Sie hatten sich den meinen angepaßt. Das wiederum bewies mir, daß sie einen bestimmten Abstand zu mir einhielt.

Beide schritten wir durch den Gang der Treppe entgegen. Das Licht umgab uns wie ein Schleier. Meine Sinne waren übersensibilisiert. Ich roch den Staub, das alte, feuchte Gestein, und ich sah unter der Decke

die dünnen Spinnweben funkeln.

Am Ende der Treppe stand eine Tür offen. Auch dahinter leuchtete ein schwaches Licht. Nur war es mir nicht möglich zu sehen, wer sich dort aufhielt. Amanda hatte sich von der Tür zurückgezogen, und Olivia sorgte mit einem scharfen Befehl dafür, daß ich endlich die Treppe hochstieg, wobei ich mich nicht gerade beeilte.

Natürlich drehten sich meine Gedanken um eine überraschende Attacke oder eine Befreiung. Da sich Olivia unter mir aufhielt, dachte ich an einen schnellen Tritt nach hinten, doch ein kurzer Blick über die Schulter hinweg zeigte mir, daß so etwas nicht möglich war, denn die Frau hielt einen ausreichenden Sicherheitsabstand zu mir. Der Vater hatte ihr tatsächlich einiges beigebracht.

Relativ schnell hatte ich die Treppe hinter mir gelassen, sah die offene Tür vor mir und hörte die zischelnde Stimme in meinem Rücken. »Gehen Sie weiter, Sinclair, gehen Sie weiter!«

»Keine Sorge, ich bin selbst neugierig.«

»Neugier kann manchmal tödlich sein.«

»Ich weiß.«

Die Treppe endete im Flur. Allerdings an einer Stelle, die ich bisher nicht kannte. Sie lag ziemlich weit hinten, gewissermaßen an der Rückseite des Hauses, aber das Licht reichte aus, um über Wände, Decken und auch den Fußboden zu streichen.

Sie warteten auf mich, und sie waren zu dritt. Amanda Serrano und zwei Blutsauger, die sich wie Leibwächter rechts und links von ihr aufgebaut hatten.

Amanda kannte ich, die Vampire nicht. Ich mußte mir allerdings eingestehen, daß es keinen großen Unterschied zu dem Blutsauger gab, den ich zur Hölle geschickt hatte. Die gleichen Hüte, die gleichen Mäntel.

Viel war von ihren Gesichtern wegen der herabgezogenen Krempen nicht zu sehen, aber auch sie waren bestimmt gleich, davon ging ich einfach aus. Sie hatten die Lippen zu einem kalten und auch gierigen Lächeln verzogen, denn sie lauerten darauf, an mein Blut zu gelangen.

Sie würden es trinken um satt zu werden. Eine einzige Quelle der Kraft würde in sie hineinströmen und diesem verfluchten Urtrieb endlich freie Bahn lassen.

Amanda lächelte mir entgegen. Dann sprach sie mich an. »Sie haben sich bestimmt einiges ausgerechnet, Sinclair. Ihr Pech, daß wir besser sind!« Dann entdeckte sie ihre Schwester hinter mir. »Was ist da unten passiert?«

»Einen unserer Freunde gibt es nicht mehr.«

Auf Amandas Gesicht zeichnete sich der Schreck ab. »Was sagst du da?«

»Ja, er hat ihn vernichtet!«

Amanda zischte einen Fluch. Sie hatte sich drastisch verändert. Ich hatte sie bisher als ein scheues Wesen eingestuft, das aber traf nicht mehr zu.

Sie zeigte jetzt ihr wahres Gesicht, und ich merkte, daß mir ihr Haß entgegenströmte. Als sie sich wieder gefangen hatte, folgte ihre Frage.

»Wie konnte das passieren?«

»Es war unser Fehler, Amanda. Wir hätten ihn besser durchsuchen sollen. Er besaß noch ein Kreuz. Es ist sehr stark gewesen, ich sage bewußt gewesen, denn nun hat er es nicht mehr.«

»Das ist gut!« flüsterte Amanda und schaute mir in die Augen. »Wie fühlen Sie sich denn jetzt?«

»Das kann ich noch nicht genau sagen.«

»Aber ich kann dir etwas versichern.« Amanda zog ihre Lippen zurück, als wollte sie mir zwei Vampirzähne zeigen. »Du wirst keinen unserer Freunde mehr zurück zu den Toten schicken. Du nicht! Schau sie dir an. Sie sind hungrig. Sie wollen dein Blut, und sie werden es bekommen. Sie werden dich leertrinken, wobei meine Schwester und ich zuschauen.«

Sie redete und redete, während die beiden Vampire nichts taten. Wie Ölgötzen standen sie an ihrer Seite.

Amanda schickte mir ihren Haß durch Worte entgegen, doch nicht nur das, sie war raffinierter, als ich gedacht hatte, denn sie und ihre Schwester waren ein eingespieltes Team.

Das merkte ich, als es zu spät war. Da hatte sich Olivia bereits an mich herangeschlichen.

Mit der Waffe schlug sie gegen meinen Hinterkopf!

Der Schlag erwischte mich völlig unvorbereitet. Vor meinen Augen zerplatzte das düstere Bild in diesem Hausflur. Sterne funkelten, als wären sie dabei, durch das All zu rasen. Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten, der Schwindel drehte mich in eine Spirale hinein, die mir bodenlos vorkam.

Den Aufprall bekam ich noch mit, und ich hörte auch das Lachen, dann aber wehten die Stimmen weg…

***

Olivia ließ die Waffe sinken. »So«, sagte sie. »Das haben wir endgültig geschafft.«

Ihre Schwester nickte. »Nur daß wir dabei einen unserer Freunde verloren haben, gefällt mir gar nicht.«

»Man wird es uns verzeihen.«

»Glaubst du?«

»Ja.«

»Sie werden morgen abgeholt und nach London geschafft. Costello wird einen Vertrauten schicken. Er wird sie dann gegen die Banden

aus dem Osten einsetzen wollen.« Amanda lachte und fuhr dabei über ihre Hüfte.

»Es ist nur schade, daß wir dabei nicht zusehen können, wenn Costello sie losschickt.«

»Vielleicht werden wir noch eine Chance bekommen.«

»Kann sein.«

»Mallmann hilft der Mafia. Dracula II ist uns erschienen.« Olivia verdrehte die Augen, schaute zur Decke, als wollte sie dem Himmel dafür danken. »Alles hat sich verändert«, flüsterte sie. »Wenn das unsere Eltern wüßten.«

»Man kann nichts machen.«

»Stimmt, Schwester.« Amanda deutete auf die regungslose Gestalt des Polizisten. »Was machen wir mit ihm?«

»Warum fragst du? Er gehört unseren Freunden.«

Olivia überlegte, wobei sie lächelte. »Schon jetzt?«

»Sicher.«

Die Wiedergänger waren bereits unruhig geworden. Sie rochen das frische Blut, sie gierten danach, sie bewegten ihre Hände, als wollten sie jeden Moment zugreifen. Daß sie einen ihrer Artgenossen verloren hatten, störte sie nicht. Ihnen ging es allein um das frische Blut des Menschen. Rücksicht untereinander kannten Schwarzblüter nicht.

»Nehmt ihn euch!« sagte Amanda.

In diesem Augenblick klingelte es an der Tür!

***

Shao und Suko kannten gewisse Spielregeln und wußten auch, wie man sie einhielt. Es hatte keinen Sinn, überfallartig an das Ziel heranzugehen, deshalb hatten sich beide auf ein bestimmtes Vorgehen schon unterwegs geeinigt. Mit Erfolg.

Von der Straße her führte ein Weg auf das einsam stehende Haus zu.

Man mußte schon sehr genau hinschauen, um den Weg überhaupt erkennen zu können, es half dabei auch das schwache Licht.

Zwei Flecken, die dicht beieinander schimmerten. Sie sahen aus, als würden sie in der Leere der flachen Landschaft über dem Boden schweben.

Das Licht auf der einen Seite blieb, auf der anderen aber verschwand es, denn Suko hatte die Scheinwerfer ausgeschaltet. In der Dunkelheit lenkte er seinen BMW auf dem schmalen Weg auf das einsame Haus zu.

Shao saß angespannt neben ihm. Sie wollte wissen, was er vorhatte.

»Ganz einfach, wir werden gleich anhalten und uns im Schutz der Dunkelheit vorarbeiten.«

»Gut.« Sie nichte. »Und wie geht es weiter?«

Suko entdeckte so etwas wie eine Einbuchtung an der rechten

Feldseite.

Er hielt an und zeigte auf das Haus. »Du bist in diesem Spiel der Joker, Shao, habe ich mir gedacht.«

»Aha, hast du dir gedacht.«

»Klar, die Sache ist simpel. Zunächst einmal bist du eine Frau. Ich kann mir vorstellen, daß du den anderen Frauen als nicht eben verdächtig erscheinen wirst. Deshalb dachte ich mir, daß du vorgehst, klingelst und das Haus betrittst, wenn man dir öffnet. Ich denke schon, daß sie dich einlassen werden. Wenn nicht, versuche wenigstens, sie etwas hinzuhalten.«

»Das ist also mein Job. Ich bin einverstanden. Und was ist deiner?«

»Ich bleibe draußen.«

Shao hatte mitgedacht. »Du suchst nach einem Hintereingang, nehme ich an.«

»Ja. Wichtig ist nur, daß du die beiden Frauen ablenkst.«

Shao runzelte die Stirn. »Wirklich nur sie? Rechnest du nicht mit bösen Überraschungen?«

»Natürlich.«

Shao lächelte schmallippig. »All right«, sagte sie dann. »Wir werden sehen.«

Suko hatte die Innenbeleuchtung ausgeschaltet, als sie den BMW verließen. Sie bewegten sich auch nicht direkt auf das Haus zu, sondern schlugen einen kleinen Bogen, und Suko verabschiedete sich schließlich von Shao mit einem Klaps auf die Schulter.

Sie hatte ihm noch etwas sagen wollen, da war er bereits weggetaucht und von der Dunkelheit verschluckt worden.

Die Chinesin holte tief Luft. Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, fühlte sie sich nicht sehr wohl in ihrer Haut. Was sie tat, war mit einem hohen Risiko verbunden, aber sie hatte eingesehen, daß es die einzige Chance war.

Das Haus rückte näher. In der unteren Etage war hinter zwei Fenstern Licht. Weiter oben lag alles in tiefer Dunkelheit. Das Haus selbst war nicht unbedingt groß, aber zwei Personen hatten dort sicherlich viel Platz gefunden. Es stand auf dem Gelände, als wäre es irgendwann einmal vergessen worden.

Ihre Tritte klatschten auf der feuchten Unterlage des schmalen Feldwegs. Der Wind fuhr kalt gegen ihr Gesicht. An der linken Seite sah sie den Waldrand wie einen großen Schatten, der sich nicht bewegte.

Eine derartige Umgebung war ideal, um etwas verstecken zu können, auch wenn es dabei um Vampire ging.

Ob man sie schon beobachtete, wußte Shao nicht. Die Hauswand strahlte für sie etwas Düsteres und Unheimliches ab. In dieser Gegend war es einfach sehr feucht, und das konnte Shao riechen.

Vor der Tür blieb sie stehen. Einen Blick durch die Fenster konnte sie nicht werfen, denn Gardinen ließen die Umgebung im Innern zu Schatten verschwinden. Außerdem wollte sie nicht zu neugierig sein und konzentrierte sich auf die Ausrede, die sie sich auf dem Weg zum Haus zurechtgelegt hatte.

Eine Autopanne war immer am glaubhaftesten, besonders bei einer in technischen Dingen hilflos anmutenden Frau. Dieses Vorurteil hatte sich noch immer gehalten.

Den Klingelknopf mußte sie suchen, da er dunkel war und sich kaum vom Mauerwerk abhob. Sie fand ihn, und ihr Herz klopfte schon schneller, als sie ihn drückte.

Im Haus hörte sie ein schrilles Geräusch. Es war bestimmt nicht zu überhören und hätte auch Menschen aus dem Tiefschlaf geholt. Shao rechnete damit, daß ihr schnell geöffnet wurde. Sie versuchte einen Zustand zwischen Wut, Lockerheit und Furcht zu erreichen, eben wie man sich jemanden vorstellt, dessen Wagen in einer einsamen Gegend gestreikt hat.

Niemand öffnete ihr.

Shao wollte nicht aufgeben. Sie drückte erneut den Knopf nach unten.

Diesmal länger.

Wieder begann das Warten.

Shao trat von einem Fuß auf den anderen. Sie hörte aber Geräusche im Haus, sogar nicht weit von der Tür entfernt.

Sie schellte ein drittes Mal.

Endlich wurde ihr geöffnet!

***

Das schrille Geräusch hatte die Stille durchbrochen wie eine jammernde Säge, die in einen festen Holzblock hineinschnitt. Nicht nur die Schwestern zeigten sich erschreckt, den beiden Blutsaugern war es nicht anders ergangen, denn sie, schon auf dem Weg zu ihrer Beute, zuckten plötzlich zurück.

»Verdammt, wer ist das?« keuchte Amanda.

Ihre Schwester hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Wir erwarten keinen Besuch.«

»Ein Kollege von Sinclair?«

»Schau nach.«

»Werde ich auch«, sagte Amanda. Sie näherte sich vorsichtig dem Fenster und stellte sich dabei so hin, daß sie von draußen nicht gesehen werden konnte.

»Wer ist es?«

»Eine Frau!«

»Bitte?«

»Ja«, flüsterte Amanda. »Eine fremde Frau. Ich weiß auch nicht, was sie will? Sollen wir öffnen?«

Da schellte es wieder.

»Mist!« fluchte Olivia, »sie weiß, daß wir hier sind. Wenn wir jetzt aufmachen, dann sieht sie Sinclair.«

»Nicht unbedingt«, widersprach Amanda und löste sich von ihrem Platz.

»Wir schaffen ihn in den Wohnraum. Dort können sich die beiden mit ihm beschäftigen.«

Olivia lachte leise und kichernd. »Ausgezeichnet, Schwesterherz. Manchmal hast du wirklich gute Ideen.«

»Komm, faß mit an!«

Sie brauchten es nicht allein zu tun. Auch die beiden Blutsauger halfen ihnen dabei. Sie hatten begriffen, was die Schwestern wollten. Amanda stieß die Tür zum Wohnraum auf, und wenig später waren sie und die Blutsauger darin verschwunden, natürlich mit ihrer Beute, die auf dem alten Teppich lag.

»Gehst du zur Tür?«

Olivia nickte. »Ja, ich habe auch die Waffe. Mal sehen, wie sich die Dinge entwickeln. Ich denke, daß sich unsere beiden Freunde auf den kleinen Nachtisch freuen.«

»Und ob sie das tun.«

Olivia zog die Tür zu, als es erneut klingelte. »Ja, ja«, sagte sie laut und sorgte auch noch für andere Geräusche, indem sie die Füße hart aufsetzte. »Ich bin ja gleich da.«

Ein letzter Griff an den Gürtel, die Beretta steckte fest, dann öffnete sie…

***

Zweimal hatte Suko nur mühsam einen Fluch unterdrückt, denn er war in eine schlammige Pfütze getreten, die er in der Dunkelheit übersehen hatte. Trotz der widrigen Umstände änderte der Inspektor seinen Plan nicht und stapfte um das Haus herum, weil er an die Rückseite gelangen wollte.

Er rechnete damit, einen Garten zu sehen. Das wiederum war ein Irrtum.

Auf dieser Seite des Hauses schloß sich Wiesen- und Feldgelände an, das in der Nacht wie ein unheimlicher dunkler Teppich wirkte.

An der Rückseite befanden sich ebenfalls Fenster. Sie waren nicht mehr als dunkle Unterbrechungen im ebenfalls düsteren Mauerwerk. Suko mußte schon Glück haben, wenn er hinter den Scheiben etwas erkennen wollte. Zudem mußte er damit rechnen, daß auch die Gardinen oder Vorhänge vorgezogen waren.

Er näherte sich dem ersten Fenster. Nichts zu sehen.

Eine schmutzige Scheibe, hinter der sich das Grau in einem kleinen Raum verteilte. Überhaupt würde es in dem Haus kaum große Zimmer geben, dafür war es nicht gebaut.

Er schlich weiter. Mit der Schulter schabte er am Mauerwerk entlang.

Nur drei Schritte mußte er gehen, dann hatte er das nächste Fenster erreicht. Wie schon beim ersten duckte er sich zunächst unter der steinernen Fensterbank, um sich dann aufzurichten. Er schielte über die Bank hinweg auf die viereckige Scheibe und sah vor ihr die beiden schrägen Schatten der Gardinenhälften, die allerdings nicht vorgezogen waren.

Bewegte sich etwas dahinter?

Nein, alles war ruhig.

Das nächste Fenster.

Diesmal lief Suko geduckt, richtete sich dann wieder auf, war aber nicht in der Lage, in den Raum hineinzuschauen, weil die Scheibe einfach zu schmutzig war.

Pech auf der ganzen Linie.

Suko dachte schon an den Keller und daran, daß es eventuell einen Hintereingang gab, als er plötzlich aufmerksam wurde.

Im Zimmer war doch jemand.

Er ahnte die Bewegungen mehr, als daß er sie sah, und plötzlich ging hinten rechts ein Licht an.

Was Suko sah, reichte ihm.

Eine Couch, ein Tisch, auch ein großer Sessel mit hoher Lehne. Er sah eine Frau, die vor zwei Gestalten standen, die Hüte auf ihren Köpfen trugen.

Und die Frau deutete mit einer Hand mehrmals und auch zuckend dem Boden entgegen.

Suko zog die Beretta…

***

Shao drückte sich selbst die Daumen, daß sie gut schauspielern konnte.

Sie hatte zuvor noch ihre Wangen heftig gerieben, um ihnen die entsprechende Röte zu geben, und sie versuchte auch, Hektik in ihrer Stimme durchklingen zu lassen.

»Bitte, Missis, entschuldigen Sie, aber…«

»Was ist los?«

»Ich hatte eine Panne.«

»Ach. Wo denn?«

Shao drehte sich um und streckte den Arm aus. »Dort, auf der Straße.«

»Und weiter?«

»Ich möchte telefonieren. Oder können Sie mir helfen?«

»Bestimmt nicht.«

»Darf ich dann…?«

»Moment noch.« Olivia streckte ihre Hand vor und hielt Shao somit auf.

»Sind Sie allein?«

»Ja, ja!« Sie nickte. »Ich bin allein. Ich wollte, nun ja, ich wußte ja nicht, daß es der Motor nicht mehr tut. So etwas erwischt einen immer in der Nacht und an einsamer Stelle. Sie glauben gar nicht, wie froh ich bin, Ihr Haus gesehen zu haben.«

»Das glaube ich.« Olivia lächelte. »Noch mal. Wo haben Sie Ihren Wagen abgestellt?«

»An der Straße.«

»Gut, dann kommen Sie.« Das Lächeln war sogar echt, als Olivia den Weg freigab und Shao eintreten ließ.

Die Chinesin hielt den Kopf gesenkt. Sie gab sich demütig, aber in Wirklichkeit paßte sie schon auf und registrierte jedes Detail.

In diesem Flur sah alles normal aus, nichts wies auf einen Kampf hin, aber der Geruch ließ darauf schließen, daß die Bewohnerinnen einen ungewöhnlichen Besuch bekommen hatten.

Olivia Serrano schloß die Tür. »So, Miß…«

»Ich heiße Shao.«

»Und ich bin Olivia.« Sie räusperte sich. »Dann wollen wir mal sehen, was wir für Sie tun können.«

»Wohnen Sie allein hier?«

»Warum fragen Sie?«

»Weil Sie wir gesagt haben.«

»Stimmt, sicher. Nein, ich lebe nicht allein hier. Meine Schwester ist noch bei mir. Sie ist bereits zu Bett gegangen, schließlich ist es schon ziemlich spät.«

Shao gab sich zerknirscht. »Ich weiß es. Tut mir auch leid, daß ich Sie gestört habe.«

Olivia zeigte ein Lachen. »Das, meine Liebe, braucht Ihnen überhaupt nicht leid zu tun. Ich habe mich sogar gefreut. Sie sind mir gerade recht gekommen.«

»Recht?« flüsterte Shao. »Tut mir leid, aber ich verstehe Sie nicht. Was haben Sie damit gemeint?«

»Für mich sind Sie so etwas wie Futter.«

Wir nähern uns dem Ziel, dachte Shao.

Das Versteckspiel hört auf. Sie wird sich gleich offenbaren. Dennoch spielte Shao die Ahnungslose weiter. »Das hört sich aber komisch an. Futter…«

»Nicht für mich.«

»Tiere werden gefüttert, Olivia.«

Die Frau hatte ihre Hände in die Hüften gestützt. »Ja, das stimmt

schon. Tiere werden gefüttert, aber das Futter, von dem ich spreche, ist etwas anderes. Es fließt in Ihnen, Shao. Es ist Ihr Blut, und darauf warten zwei Vampire.« Schon bei den letzten Worten hatte sie sich bewegt und die Beretta gezogen.

Plötzlich schaute Shao in die Mündung, und da wußte sie genau Bescheid.

***

Manche Menschen haben einen Schädel aus Eisen oder Holz. Dazu gehörte ich nicht, aber um einen Menschen bewußtlos zu schlagen, dazu braucht es schon etwas Routine, und die hatte Olivia Serrano nicht mitgebracht. Zwar hatte sie mich mit der Waffe hart erwischt, es aber nicht geschafft, mich in die Tiefen der Bewußtlosigkeit zu befördern. Ich befand mich in einem Zustand dazwischen. Ich war nicht wach und auch nicht bewußtlos. Ich dämmerte so vor mich hin und bekam sogar noch die Geräusche in meiner Umgebung mit, wenn auch ziemlich gedämpft und wie weit entfernt. Sogar den Klang einer Türklingel glaubte ich zu hören, dann umgaben mich wispernde Stimmen, und wenig später spürte ich den Druck der Hände an meinem Körper, die mich in die Höhe zerrten.

Man trug mich weg.

Mit einem quietschenden Geräusch öffnete sich eine Tür. Ich wurde in einen Raum geschafft und auf den Boden gelegt. Zum Glück auf einen weichen Teppich.

Damit war die Gefahr nicht gebannt. Eine Tür wurde geschlossen, Dunkelheit hüllte mich an, und nahe des Kopfes hörte ich die leisen Tritte. Jemand kam auf mich zu, das Kichern vernahm ich ebenfalls, und mein Kopf befand sich dabei in einem seltsamen Zustand. Ich hielt es für möglich, daß er sich permanent veränderte. Er wurde mal dick, floß wieder in die Breite, verteilte sich auf dem Boden, nahm anschließend eine neue Form an, indem er sich von der Stirn her aufrichtete, und beinahe schmerzhaft traf mich das Licht, auch wenn es nicht mehr stark war.

Ich lag halb auf dem Rücken und halb auf der Seite. Das Licht streichelte mein Gesicht. In der Nähe sprach jemand. Es war Amanda Serrano, die Stimme kannte ich.

Mühsam schielte ich in die Höhe.

Etwas zuckte über mir hin und her. Ich erkannte einen Arm, der hin und wieder auf mich wies. »Jetzt gehört er euch. Ihr könnt ihn packen und leertrinken.«

Die Vampire hatten sich bisher zurückhalten müssen. Es war schon außergewöhnlich gewesen, wie sie sich nach den Befehlen der Menschen richteten, das war sonst nicht ihre Art. Vielleicht hatte man sie darauf eingerichtet, möglich war alles, nun aber brauchten sie

keine Rücksicht mehr zu nehmen und kamen endlich an ihren Lebenssaft heran.

Sie hatten sich nicht nur gebückt, sondern auch die Arme ausgestreckt.

So fühlte ich abermals ihre kalten Finger über meinen Körper hinweggleiten, rechnete auch damit, daß sie ihre Hauer zugleich rechts und links in meinen Hals schlagen würden, aber die Bluthungrigen zerrten mich zunächst einmal hoch, um mich in eine für sie bequemere Lage zu setzen.

Ja, sie setzten mich auf den Boden. Mein Rücken wurde gegen den Rand der Sesselsitzfläche gedrückt. So konnte ich trotz meiner Schwäche nicht umfallen.

Gut ging es mir nicht, wenn ich ehrlich sein sollte, aber den beiden hatte ich den Bewußtlosen vorgespielt, was weder ihnen noch Amanda Serrano aufgefallen war.

Sie wollten Blut, und ihre kalten Gesichter näherten sich tatsächlich von zwei verschiedenen Seiten der Quelle. Die Hüte hatten sie abgenommen, ihre Haare wuchsen spärlich.

Sie wollten sich nicht mehr zusammenreißen und hielten jetzt ihre Mäuler weit offen, um bißbereit zu sein.

Ich verkrampfte, wollte die Arme anheben, um wenigstens etwas zu tun.

Es gelang mir nicht. Dieser Treffer hatte mich groggy gemacht und zugleich auch wehrlos. Da wäre es schon besser gewesen, richtig bewußtlos zu sein, dann hätte ich das Elend nicht mitbekommen.

Das Öffnen der Zimmertür sorgte für eine Galgenfrist. Auch Amanda wurde überrascht. Erstaunt fragte sie: »Du, Olivia?«

»Ja, Schwesterherz, und ich habe unseren beiden Freunden auch Nachschub mitgebracht…«

***

Mit Nachschub war Shao gemeint gewesen, die einen Schlag in den Rücken bekam und über die Türschwelle hinweg in den Raum stolperte, wo sie augenblicklich sah, in welch einer vertrackten Lage sich ihr Freund John Sinclair befand.

Den beiden Weibern war es tatsächlich gelungen, ihn zu überwältigen.

Er hockte wehrlos am Boden, den Rücken gegen einen Sessel gelehnt, so daß er nicht umkippen konnte, und die beiden Blutsauger waren kurz davor gewesen, ihre Zähne in Johns Hals zu schlagen. Durch den Einritt der beiden Personen waren sie gestört worden, richteten sich wieder auf und starrten Shao mit einer Gier an, die ihr nicht unbekannt war.

Amanda hatte den Schock rasch überwunden. »Was kommt in dieser

Nacht nur alles zusammen? Sogar Besuch haben wir erhalten. Ist das eine Überraschung! Wer ist sie?«

Olivia kitzelte mit der Waffenmündung Shaos Nacken. »Sie sagte, sie hätte eine Autopanne gehabt.«

»Habe ich auch!« erklärte Shao trotzig.

»Ist sie allein?«

»Sicher, liebe Amanda.«

»Es läuft sehr gut, könnte man meinen.«

»Was meinst du?«

»Ich glaube nicht so an die Autopanne. Erst der Bulle, dann sie komisch, Olivia, soviel Besuch haben wir in den letzten Monaten nicht bekommen. Da stimmt etwas nicht.«

»Meinst du?«

»Frag sie!«

Olivia setzte Shao die Mündung an den Nacken. »Hör zu, Mädchen, hat meine Schwester recht mit ihrer Ahnung?«

»Nein, sie hat nicht recht. Ich habe eine Autopanne gehabt.«

»Ich kann dir eine Kugel in den Kopf schießen.«

»Tun Sie es doch!« Shao setzte alles auf eine Karte. Zugleich schauderte sie zusammen, und sie dachte daran, daß es einmal Zeiten gegeben hatte, in denen sie weniger wehrlos gewesen war.

»Das wirst du nicht, Schwester«, widersprach Amanda. »Unsere Freunde werden das Blut einer Toten nicht trinken. Ich bin dafür, daß wir gerecht teilen. Einer bekommt die Frau, der andere bekommt den Mann. Ist das so klar?«

»Besser könnte es nicht sein.«

»Dann los!«

Olivia reagierte sofort. Sie versetzte Shao einen Stoß, der sie auf einen der beiden Vampire zuwuchtete.

Der Blutsauger hatte darauf nur gewartet. Geschickt fing er Shao auf, riß das Maul auf, um ihr seine Zähne in den Hals zu schlagen!

Und der zweite beugte sich dem Geisterjäger entgegen…

***

Suko hatte den rechten Arm schon erhoben, um die Scheibe einzuschlagen, als er zufällig noch einen letzten Blick nach rechts warf, weil ihm dort etwas aufgefallen war. Er war jetzt nahe genug herangekommen und sah, daß nicht weit von ihm entfernt ein Wagen parkte. Er glaubte sogar, Johns Rover erkannt zu haben, also würde sein Freund hier zu finden sein. Die Sekunden der Ablenkung hatten ausgereicht, um die Szene im Zimmer zu verändern.

Suko schaute wieder hin und entdeckte seinen Freund. Er hockte schlaff wie eine Puppe auf dem Boden und war mit dem Rücken gegen einen Sessel gerückt worden, damit er nicht umkippte.

Von zwei Seiten wollten die Vampire angreifen, um sein Blut zu saugen.

»So haben wir nicht gewettet«, flüsterte er, hob den Arm, um die Scheibe einzuschlagen, als wieder etwas passierte.

Jemand hatte die Zimmertür geöffnet, und zwei Frauen betraten den Raum. Voran ging Shao, hinter ihr bewegte sich Olivia, und sie wiederum sah aus, als wäre sie dabei, Shao mit einer Waffe zu bedrohen. Darauf wies auch der Gang der Chinesin hin, er war ziemlich steif und kantig.

Plötzlich war wieder alles anders geworden, und auch Suko mußte seinen Plan ändern.

Er konnte nicht hören, was gesprochen wurde. Für Shao und John waren es sicherlich keine netten Worte. Die Serrano-Schwestern würden über den Tod der beiden reden, oder über den Rutsch in eine andere Existenz, eben als Untote.

Aus den Gesten konnte Suko nicht entnehmen, was die Weiber vorhatten, aber er wäre nach einem bestimmten Plan vorgegangen und hätte die beiden aufgeteilt.

So war es denn auch.

Plötzlich flog Shao in die Arme des einen Vampirs, und der zweite beugte sich dem Geisterjäger entgegen.

Für Suko gab es kein Halten mehr. Ein Schlag mit der Beretta sorgte dafür, daß die Scheibe zersplitterte, und es entwickelte sich eine Situation, die immer weitere Kreise zog und eskalierte…

***

Es war alles klar, ich hätte an Stelle der beiden Frauen auch nicht anders reagiert. Die Aktionen hatte ich mitbekommen, mein Denkvermögen war nicht ausgeschaltet worden, nur bekam ich Schwierigkeiten mit den Bewegungen, mir kamen meine Glieder dreimal so schwer vor. Ich kriegte die Arme nicht in die Höhe, obwohl es für mich lebenswichtig gewesen wäre, um den Blutsauger an einem Biß zu hindern.

Er packte zu.

Eine Hand spürte ich in meinem Haar. Die Finger hatten sich regelrecht hineingekrallt. Er drückte meinen Kopf nach hinten, und ich lag mit der hinteren Seite auf der weichen Sitzfläche. Dabei schielte ich nach links, wo sich sein Gesicht abmalte, das nichts anderes war als eine glatte Maske. Sie sah aus, als hätte er sich die Haut einer Maus über das Gesicht gezogen, und sie war nur da durchlöchert, wo sich der Mund befand. Zwei kalte Augen sah ich ebenfalls. Ich roch ihn und wollte meinen Arm heben, es gelang nicht.

Er würde es tatsächlich schaffen. Man würde Shao und mich zu Blutsaugern machen. Was zahlreiche Untote nicht fertiggebracht

hatten, sah plötzlich so verdammt einfach aus.

Und dann brach die Fensterscheibe.

Eine Männerstimme brüllte etwas in den Raum hinein - Suko? -, und einen Moment später peitschte ein Schuß, bevor die Serrano-Schwestern schrill aufschrien…

***

Wenn er zuhackt und dich richtig trifft, bin ich verloren! schoß es Shao durch den Kopf.

Sie hatte noch die Nerven behalten. Sie wußte auch, daß sie unter Beobachtung stand, aber sie blieb cool, denn sie dirigierte den Untoten jetzt in eine bestimmte Richtung. Er hing an ihr wie eine Klette und wollte sie mit seiner übermenschlichen Kraft zu Boden drücken, und Shao hielt nur mühsam dagegen.

Die rechte Hand hatte sie zu einer Faust geballt, und noch hing ihr Arm nach unten. Er blieb auch so, denn die Aktion kam von einer anderen Seite. Sie hörte ebenfalls das Splittern und Platzen der Scheibe, denn Sukos Stimme, und plötzlich drehte auch der Blutsauger seinen Kopf zur Seite. Das Eingreifen hatte ihn irritiert.

Shao nutzte die Gunst der Sekunde. Die rechte Hand fegte als Faust in die Höhe und grub sich mit aller Wucht, zu der Shao überhaupt fähig war, in die Magengrube des Untoten.

Nein, Schmerzen spürte er nicht. Aber er rutschte von Shao weg, und sie rammte zugleich ihre Hände nach vorn, die den Blutsauger in Höhe der Brust erwischten.

Er taumelte durch das Zimmer und traf genau die Person, die sich Shao auch ausgesucht hatte.

Es war Olivia Serrano, die sich durch den Aufprall des schweren Körpers nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zusammen mit dem Blutsauger zu Boden fiel.

Er lag auf ihr. Sie konnte die Waffe nicht mehr einsetzen, zumindest nicht in der nächsten Zeit.

Shao hörte auch einen Schuß. Sie kümmerte sich nicht darum, sondern war schon längst, gestartet. An der schreckenstarren Amanda huschte sie vorbei und auf den Vampir und auch auf Olivia zu, die es noch nicht geschafft hatte, sich von dem Druck des Körpers zu lösen. Beide bewegten sich in dieser Lage ziemlich schwerfällig. Der Blutsauger längst nicht so geschmeidig wie ein blutsatter Widergänger. Dadurch behinderte er die Frau, die wild fluchte und dazwischen auch stöhnte, aber Shao unfreiwillig eine Chance gab.

Endlich wuchtete Olivia den Körper zur Seite.

Sie hatte freie Bahn und schrie im nächsten Moment auf. Shao war auf sie gefallen, und sie hatte etwas getan, was in diesem Fall äußerst wirkungsvoll war.

Sie hatte so etwas wie einen weiblichen Vampir gespielt und ihre Zähne in Olivia Serranos rechtes Handgelenk gehackt.

Die Frau brüllte. In einem Reflex öffnete sie die Faust, dabei verlor sie die Waffe, und Shao schnappte gierig danach…

***

Das Echo des Schusses zuckte noch durch das Zimmer, als ich den Erfolg haargenau mitbekam.

Suko hatte die geweihte Silberkugel abgefeuert und direkt in das Ziel getroffen.

Dicht neben meinem Kopf war sie in den Schädel des Vampirs gefahren.

Aus der Einschußstelle spritzte eine Flüssigkeit, die auch mein Gesicht erwischte.

Der Vampir zuckte zur Seite. Er war noch puppenhafter geworden, das Silber würde ihn zerstören, und dicht neben mir schwang er dem Boden entgegen. Gar nicht mal schnell, ziemlich langsam sogar, als wollte er die letzten Sekunden seines untoten Daseins noch genießen.

»John, bist du okay?«

Ich hätte gern geantwortet. Es war leider nicht möglich, da die Schwäche noch anhielt.

Suko war durch das zerstörte Fenster in das Zimmer geklettert. Er fegte einen im Weg stehenden Stuhl zur Seite, stand plötzlich neben mir und starrte mich an.

Ich mühte mir ein Grinsen ab.

Er nickte. »Okay, ich bin gleich wieder da!«

Und in seine Worte hinein peitschte der nächste Schuß!

***

Shao hatte die Beretta, Johns Waffe, das wußte sie. Auf dem Boden lag Olivia Serrano, die jetzt heulte wie ein kleines Kind. Sie schien zu ahnen, daß sie nicht mehr viel ausrichten konnte. Ihr rechtes Handgelenk blutete, Shao hatte zu fest zugebissen, aber das war ihr egal. Sie kümmerte sich auch nicht um die andere Frau oder um Suko, sie wußte, daß es noch einen Blutsauger in ihrer Nähe gab.

Und sie hatte recht damit.

Dem Vampir war es gelungen, sich am Tisch abzustützen. Als Halt in seinem. Rücken reicht er auch aus, um für den nötigen Schwung bei diesem Wiedergänger zu sorgen, denn er wollte Shao.

Die kniete vor ihm wie eine Büßerin.

Nur besaßen Büßerinnen in der Regel keine Waffen, die sie auf andere richteten.

Shao machte da die Ausnahme.

»Komm nur!« keuchte sie. »Komme nur!« Ihr Mund verzerrte sich, und der Vampir kam.

Sie gab ihm nur einen Schritt, dann schallte ein Lachen aus ihrem Mund, und Shao drückte ab. Sie hielt die Augen dabei offen, sie wollte sehen, wie und ob sie den Blutsauger traf, und die von unten nach oben jagende geweihte Silberkugel fegte in den unteren Teil des Halses hinein und riß ihn auf wie einen alten Stoff.

Das war es! dachte Shao, das muß es einfach gewesen sein.

Sie hatte recht.

Der Vampir wollte nicht mehr das Blut seiner Opfer, er hatte mit sich selbst genug zu tun. Er wollte nicht sterben und mußte dem geweihten Silber trotzdem Tribut zollen, denn er war kein Dracula II, der gegen geweihte Silberkugeln imraun war, weil er unter dem Schutz des Blutsteins stand.

Aus der Halswunde sickerte eine blasse Flüssigkeit. Zugleich bekam die mausgraue Haut im Gesicht erste Risse, die sich schnell vergrößerten, so daß Shao das Gesicht vorkam wie ein rissiges Pflaster, das lange irgendwo gelegen hatte.

Dann sackte er zusammen, und Shao wußte, daß dieses Unwesen verfaulen würde.

Sie selbst kniete nicht mehr, sondern stand, die Waffe mit beiden Händen haltend. Sie stand wie unter Strom, zielte mal auf Olivia und dann wieder auf ihre Schwester Amanda, damit diese keine Dummheiten machten.

Die hatte auch keine vor, denn die Vernichtung ihrer beiden letzten Trümpfe hatte sie geschockt.

»Ich glaube, du kannst dich entspannen, Shao«, sagte Suko. Auch er hielt seine Beretta fest, aber er lächelte.

Shao nickte. »Okay«, sagte sie.

Dann lächelte auch sie…

***

Graue Aschehaufen, vermischt mit altem Gebein von ebenfalls grauer Farbe lagen auf dem Teppich und erinnerten daran, daß diese Reste einmal Vampire gewesen waren, abgesehen von der Kleidung und den beiden Hüten natürlich, die neben mir auf der Couch lagen, auf die ich von meinen Freunden gesetzt worden war.

Ich fühlte mich so, wie ich aussah, grau, ziemlich abgewrackt, wie ein Verlierer, und wenn ich ehrlich war, dann hatte ich mich in diesem Fall wirklich nicht mit Ruhm bekleckert. Die wahren Helden waren Suko und Shao gewesen, die jetzt aus dem Keller zurückkamen, in den ich sie geschickt hatte, um mein Kreuz zu holen. Suko war bei mir und den beiden Serrano-Schwestern geblieben, die an der Wand standen, als würden sie auf ihre Erschießung warten.

Shao blieb vor mir stehen und lächelte mir zu. Dann beugte sie sich nach vorn. Mit einer nahezu liebevollen Geste hängte sie mir das

Kreuz um.

»Danke«, flüsterte ich.

»Schon gut.«

Ich hatte wirklich Mühe, zu mir selbst zu finden. Am Hinterkopf war eine kleine Beule gewachsen. Shao hatte schon davon gesprochen, mich in ein Krankenhaus zu schicken, doch da hatte ich auch noch ein Wörtchen mitzureden. Ich fühlte mich müde, aber nicht krank oder verletzt.

Jedenfalls konnte ich durchatmen, die Vampirbrut war vernichtet und würde auch nicht wieder zurückkehren.

Das Telefon tutete.

Es war mein Pech, daß ich nicht schnell genug reagierte. Dafür griff Olivia zu, hörte kurz hinein und sagte dann: »Nein, nicht mehr. Es ist vorbei. Nicht kommen!«

Bevor Suko ihr noch den Hörer aus der Hand reißen konnte, hatte sie aufgelegt.

Der Triumph stand auf ihrem Gesicht zu lesen, als sie Suko anschaute.

»Wer ist es gewesen?«

»Eine Freundin.«

»Die nicht kommen soll.«

»Richtig.«

»Oder war es die Mafia?«

»Wer ist das?« stellte sie sich dumm.

»Eine ehrenwerte Gesellschaft«, erklärte Suko. »So ›ehrenwert‹, daß sie vor Mord und anderen Untaten nicht zurückschreckt. Aber auch ehrenwerte Gesellschaften haben Feinde. In diesem Fall kommen sie wohl aus dem Osten und sind manchmal noch brutaler. Da muß man sich doch etwas einfallen lassen. Man kann sich darauf besinnen, daß man schon einmal mit höllischen Mächten zusammengearbeitet hat, wenn auch unter anderen Umständen. Aber der Konkurrenz Vampire als Killer auf den Hals zu hetzen, das ist schon was!«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Mister. Du etwa, Amanda?«

»Überhaupt nicht.«

»Sehen Sie, Mister. Danke übrigens, daß sie uns von diesen Wesen befreit haben, aber jetzt möchte ich doch, daß Sie unser Haus verlassen. Wir haben uns nichts zuschulden kommen lassen.«

»Wirklich nicht?«

»Daran müßte ich mich erinnern können«, sagte Olivia.

»Dann hat ihr Gedächtnis sehr gelitten. Sie haben meine Partnerin mit der Waffe bedroht und meinen Freund in ein Verlies eingesperrt, wie ich erfuhr.«

»Na und?«

»Darüber werden wir noch reden müssen.«

Olivia Serrano lachte. »Machen Sie sich - nicht lächerlich, Inspektor! Wir fühlten uns bedroht, und das werden wir auch unserem Anwalt erklären, falls wir denn einen brauchen. Die Anwesenheit dieser Vampire hat es bewiesen, daß wir bedroht waren, auch wenn Sie etwas anderes behaupten, aber ein guter Anwalt wird es schaffen, Ihre Beweise zu zerpflücken und lächerlich zu machen.«

»Vielleicht.«

»Versuchen Sie es!« Suko schaute mich an. »Was sagst du, John?«

»Möglicherweise hat sie recht. Vielleicht sollten wir von hier verschwinden. Du kannst ja meinen Rover benutzen - und Shao den BMW.«

»Dafür wären wir auch«, sagte Olivia für ihre Schwester Amanda gleich mit. »Und versprechen Sie uns, daß Sie sich hier nicht mehr blicken lassen, meine Herren…«

»Das können wir leider nicht«, entgegnete ich. »Manchmal kreuzen sich die Wege bestimmter Menschen eben öfter…«

Dann ließ ich mich von Suko hochziehen und war froh darüber, allein gehen zu können, auch wenn ich noch gestützt werden mußte. An der frischen Luft ging es uns allen sofort besser. Nur eines störte uns: das Lachen der beiden Schwestern, die sich trotz allem als Siegerinnen fühlten. Ob es stimmte? Wer konnte das schon sagen? Die Zukunft würde es möglicherweise zeigen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 173 »Weg in die Verdamnis«